

**Carla Gardina Pestana, *The English Conquest of Jamaica. Oliver Cromwell's Bid for Empire*, The Belknap Press of Harvard University Press, Cambridge/London 2017, XII + 362 S., geb., 35,00 \$.**

Malachy Postlethwayt nahm 1745 kein Blatt vor den Mund. Neun Jahrzehnte nachdem Oliver Cromwells Marine Jamaika eingenommen hatte, stellte der britische Autor, der manchem als Vorläufer Adam Smiths als Begründer der politischen Ökonomie gilt, die rhetorische Frage: »[I]s it not notorious to the whole world, that the Business of Planting in British Colonies [...] is carried on by the Labour of Negroes, Imported thither from Africa?« Postlethwayt empfand diesen Sachverhalt freilich nicht als zu beseitigenden Übelstand. Vielmehr verfasste er eine Apologie des Dreieckshandels, der afrikanische Sklaven über den Atlantik in die westliche Hemisphäre verschleppte, wo diese meist auf Plantagen schufteten, deren Erträge wiederum nach Europa flossen, von wo aus Waren in den Süden exportiert wurden. Der Außenhandel im Rahmen des merkantilistischen Systems hing also existenziell von stabilen transatlantischen Beziehungen ab. Diese überhaupt zu etablieren, besaß indes disruptives Potenzial. Carla Gardina Pestanas materialreiche Studie über das *Western Design* will den Aufstieg des Britischen Empire zu einer über Generationen unangefochtenen See- und Handelsmacht mit Cromwells Ausgreifen in die Karibik erklären. Dabei grenzt sich Pestana von der älteren Historiografie ab, der die Expedition des Lordprotektors lediglich eine Fußnote im facettenreichen Panorama des imperialen Projekts wert war. Dieser Eindruck sei zu korrigieren, denn erstmals habe eine englische Regierung – und nicht nur von ihr legitimierte Freibeuter – in den Amerikas interveniert. Dass Cromwell das in den Bürgerkriegen auf den britischen Inseln seit 1642 professionalisierte finanzielle und militärische Arsenal in die Waagschale werfen konnte, lenkt, so Pestana, obendrein den Blick voraus auf die »Financial Revolution« (P. G. M. Dickson), die nach 1688 den fiskalisch-militärischen Komplex Britanniens auf Weltmachtniveau hievte.

Cromwells 1655 lancierter Versuch, europäische Kriegswirren auf Kosten Spaniens in der Neuen Welt auszuschlachten, zielte ursprünglich auf Hispaniola, um von den Großen Antillen aus weitere spanische Besitzungen zu erobern. Dieses Unterfangen scheiterte jedoch kläglich. Nachdem die Expeditionsflotte an einer ungeeigneten Stelle angelandet war, liefen die mangelhaft verproviantierten und demoralisierten Soldaten nach einem kräftezehrenden Marsch geradewegs in einen spanischen Hinterhalt. Für Cromwell war es die erste militärische Niederlage seiner Karriere, auf die der im providentialistischen Denken verhaftete Puritaner mit einem Tag intensiver Gebete reagierte, um die Ursachen des Versagens zu ergründen. Da alsbald Berichte von Augenzeugen in London kursierten, die das Vorgehen der englischen Konquistadoren in unvorteilhaftem Licht erscheinen ließen, geriet Britannien »a step closer to the demise of its revolution« (S. 93).

Allerdings gab sich die Flotte des Lordprotektors nicht geschlagen und richtete ihre Hoffnung auf die westlich von Hispaniola gelegene Insel Jamaika. Diese letzte Besitzung der Nachfahren Christoph Kolumbus' war Mitte des 17. Jahrhunderts von allenfalls randständiger Bedeutung. Dennoch überhöhte das von einer »narrative of cruelty« (S. 46) geprägte ideologische Hintergrundrauschen das *Western Design* zu einer veritablen Befreiungstat: Die Invasoren bauten darauf, dass die Untertanen der angeblich ebenso grausamen wie ineffizienten spanischen Kolonialherren freudig ihr Joch abschütteln und die Engländer als Gleichgesinnte begrüßen würden – und das, obwohl das englische Regiment auf Barbados diese Verheißungen lügen strafte. Für die Verteidiger Jamaikas waren die Angreifer »upstart representatives of a radical regime« (S. 114). Auch wenn es den britischen Soldaten Mitte Mai 1655 gelang, sich gegen die Spanier durchzusetzen, begann nun erst die eigentliche Eroberung Jamaikas. Viele Bewohner kamen ihrer Vertreibung von der Insel zuvor, indem sie sich ins wenig erschlossene Innere Jamaikas flüchteten, was den englischen Säuberungsplänen einen Strich durch die Rechnung machte. So wie die antispanische *leyenda negra* eine realistische Einschätzung der Inselbevölkerung torpedierte, beschworen »common reveries of effortless fecundity« (S. 254) eine fatale Unbedarftheit

seitens der neuen Herren herauf, für die sie in der Folgezeit Lehrgeld bezahlen mussten. Es sollte gut ein Jahrzehnt vergehen, ehe die Zahl der Invasoren – 7.000 – wieder erreicht wurde.

Um unter den ungewohnten klimatischen und naturräumlichen Gegebenheiten zu überleben, mussten die Sendboten des Commonwealth ihre Rolle neu definieren, was viele Mitglieder der kämpfenden Truppe nur widerwillig taten. Dass sie ihre Schwerter nun zu Pflugscharen umfunktionieren sollten, während die Regierung weder in der Lage war, ihren Soldaten den versprochenen Sold zu zahlen, noch willens, diese heimzuholen, war Anlass zu einer weitverbreiteten Lethargie. Angesichts der eklatant hohen Sterberate mussten die Neuankömmlinge sämtliche Erzählungen über das Füllhorn Karibik als »cruel joke« (S. 182) empfinden.

Zwei Konflikte plagten die Engländer in den Jahren nach der Invasion: Zum einen mussten sie sich afrikanischer und spanischstämmiger Guerilleros erwehren, die die Engländer vertreiben wollten. Zum anderen existierten Enklaven spanischsprachiger Afrikaner, die keine neuen Herren akzeptierten. Das Jahr 1660 bedeutet daher auch weniger wegen der Restauration der Stuarts eine »watershed of sorts« (S. 209), sondern weil die Engländer fortan primär die Einbindung der spanischsprachigen Afrikaner forcierten, anstatt Widerstandsnester zu bekämpfen. Entscheidend für diesen Strategiewechsel war, dass im Winter 1659/60 im Lluïdastal die von Juan de Bola kommandierte Afrikanergemeinschaft entdeckt wurde, mit deren erzwungener Hilfe es allmählich gelang, potenzielle spanische Insurgenten in Schach zu halten.

Pestana veranschaulicht luzide den hybriden Status Jamaikas, der zwischen Garnison und Kolonie oszillierte und genau deshalb abschreckend auf dringend benötigte Einwanderer wirkte. Der nach der Neuaufteilung des Landes »usual insatiable demand for workers« (S. 225) konnte nur durch die Deportation von Sträflingen und das Heimkehrverbot für Soldaten gestillt werden, was das Ambiente der Insel trotz der noch von Cromwell dekretierten Steuerfreiheit für drei Jahre nicht eben einladender gestaltete. Unter Karl II. wurde das karibische Engagement wieder ein Stück weit entstaatlicht, die Schiffspassage nach Westindien geriet mehr und mehr in die Hände privater Unternehmer, und auf Jamaika trat eine Miliz an die Stelle des unter Monarchisten verhassten stehenden Heers.

Pestanas Anspruch, den die Geschichte Jamaikas schreibenden Verächtern des *Western Design* den Wind aus den Segeln zu nehmen und Cromwells karibisches Projekt zum Modell für Britanniens imperiale Ambitionen zu stilisieren, schießt etwas über das Ziel hinaus. Auch wenn Pestana Jamaika zu Recht vom Ruch eines tristen Piratennests befreit, war die weitere imperiale Expansion Großbritanniens zu uneinheitlich, als dass sie in das Prokrustesbett der jamaikanischen Episode gepresst werden könnte. Was Pestana gleichwohl überzeugend aufzufächern versteht, ist das dilettantische Besiedlungsmanagement, das an reißerischen Erwartungen ebenso krankte wie an einer fehlenden Integration auseinanderstrebender Interessen.

Gerhard Altmann, Korb

#### Zitierempfehlung:

Gerhard Altmann: Rezension von: Carla Gardina Pestana, *The English Conquest of Jamaica. Oliver Cromwell's Bid for Empire*, The Belknap Press of Harvard University Press, Cambridge/London 2017, in: *Archiv für Sozialgeschichte* (online) 58, 2018, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81842>> [10.1.2018].

**Martina Winkler, *Das Imperium und die Seeotter. Die Expansion Russlands in den nordpazifischen Raum, 1700–1867*, V&R Academic, Göttingen 2016, 357 S., geb., 70,00 €.**

Die jüngste Untersuchung der Kieler Professorin für osteuropäische Geschichte macht neugierig auf Russlands wenig erforschte Geschichte im Stillen Ozean. Wie die Nordpazifikexpeditionen russischer Wissenschaftler und Pelzjäger im frühen 18. Jahrhundert in eine nahezu unbekannte Weltregion aufbrachen, wagt sich Martina Winkler an ein die längste Zeit von Marinehistorikern bearbeitetes Thema. Obwohl in seinem Ursprung ein kontinentales Imperium, entwickelte das Zarenreich Ambitionen, auch eine Seemacht zu sein. Kein Ozean war für das größte Landreich der Welt eine bessere Projektionsfläche als die unfassbar gewaltige Wasserfläche des Pazifiks. Und mit Russisch-Amerika, dem späteren Alaska, geriet für etwa sieben Jahrzehnte eine Überseekolonie unter die Kontrolle erst russischer Kaufleute, dann der Regierung des Zarenreichs. Der Wandel von Raumvorstellungen und der daraus abgeleiteten Erschließungsstrategien im Nordpazifik steht im Mittelpunkt der Untersuchung. Wer, fehlgeleitet von dem Titel, eine klassische Imperialgeschichte der Eroberung von Gebieten, der Unterwerfung von Menschen und der Ausbeutung von Ressourcen erwartet, wird das Buch allerdings enttäuscht zu Seite legen. Winkler geht es um die mentale Inbesitznahme eines Raums; als Quellen dienen ihr Reiseberichte, Karten und Dokumente diplomatischer Verhandlungen.

Die Leitfrage folgt der seit anderthalb Jahrhunderten geführten Debatte, warum Petersburg im Jahr 1867 Russisch-Amerika für 7,2 Millionen Golddollar an die Vereinigten Staaten abtrat. Die Autorin relativiert die Antworten der bisherigen Forschung: Nicht allein die hohen Kosten der nicht autarken Kolonie, die seit Jahrzehnten die Einnahmen überstiegen, und ihre militärisch kaum zu verteidigende Lage am Rande des russischen Orbits hätten den Verkauf nahegelegt. Vielmehr sei Alaska in der Mitte des 19. Jahrhunderts, anders als zum Zeitpunkt seiner Eroberung und kurzen kolonialen Blüte, als ein Fremdkörper und Teil eines andersartigen Kontinents wahrgenommen worden. Diese »neuen meta-geografischen Ordnungen und Territorialitätsregime« (S. 313) hätten die Trennung von Alaska erst gedanklich möglich gemacht. Um diesen eigentlichen »Sinn« (S. 288) des vermeintlich rätselhaften Deals herauszuarbeiten, präsentiert Winkler eine Reihe von Fallstudien, die sich auf den Wandel von Raumvorstellungen in Russland seit dem frühen 18. Jahrhundert beziehen. Die eigentliche Diskussion zwischen Befürwortern und Gegnern im Vorfeld des Verkaufs von 1867 findet in dieser Argumentationskette aber nur überraschend wenig Beachtung (S. 300–304). An diesem Zielpunkt der Fragestellung wäre eine tiefergehende Diskussion der historischen Akteure und ihrer Vorstellungswelten hilfreich gewesen, idealerweise auch auf der Grundlage neuer Archivfunde. Verließ damals die entscheidende Konfliktlinie tatsächlich zwischen »Traditionalisten« einerseits, die das Zarenreich für ein unteilbares, transkontinentales Imperium hielten, und »Modernisten« andererseits, die von naturgemäß getrennten Einflussphären im angelsächsischen Amerika und Russlands Asien ausgingen? Oder war diese Trennung in ihrer Klarheit nicht möglicherweise erst eine Folge des Abkommens? An manchen Stellen scheint die Autorin ihre Quellen zu zugespitzt zu interpretieren – so suggeriert das Gemälde »Signing the Alaska Treaty« von Emanuel Leutze, das den Augenblick des Verkaufs festhielt (1867) im Rückblick eine natürliche Zugehörigkeit Alaskas zu Amerika, kann es aber wirklich als Beleg für eine dem Vertrag zugrundeliegende Vorstellung gelten? (S. 298)

Winkler setzt mit ihrer Analyse der russischen Raumvorstellungen vom Nordpazifik weit vor der Eroberung Alaskas ein, im Moskauer Reich der frühen Neuzeit. Sie geht in fünf Schritten vor. Die bisherige Forschung habe, erstens, zu pauschal das moderne Konzept der Territorialität – verstanden als das Ideal homogener, flächiger, geschlossener Herrschaftsräume – auf das Petersburger Imperium des 18. Jahrhunderts übertragen. Als Gegenbelege analysiert sie Flusskarten, auf denen die Richtungen wichtiger als die umschlossenen Flächen waren. Der frühe Blick auf den Pazifik habe dann die expansive Dynamik der Flusskarten aufgenommen. Unbestritten bleibt allerdings, dass sich auch im Zarenreich mit der systematischen Erkundung, Vermessung statistischen Erfassung, Grenzmarkierung sowohl sein

Selbstverständnis als auch seine Selbstdarstellung als Territorialmacht änderten. Dies zeigt sich nicht zuletzt in der zweiten Fallstudie, der demonstrativen Inbesitznahme Russisch-Amerikas mit Flaggenmast und Grenzinschriften. Nicht zuletzt spielte hier die Konkurrenz mit anderen Großmächten in der Region eine Rolle. Ein dritter Komplex von Raumvorstellungen gerät mit der geläufigen Unterscheidung zwischen Land- und Seeimperien in den Blick. Die gehört zwar weder zu den »zentralen« (S. 132) Leitbegriffen der aktuellen Imperienforschung noch dominierte sie die zeitgenössische Selbstbeschreibung. Doch ist es Winklers Verdienst, die maritimen Strategien und Expeditionen des Zarenreichs systematisch und ebenbürtig zu den kontinentalen Interessen des Imperiums herauszuarbeiten. In der anschließenden vierten Fallstudie stellt Winkler die These auf, dass bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts Asien und Amerika zunehmend als getrennte Kontinente und Einflusssphären gedacht wurden und daher die spätere Abtretung Alaskas als gleichsam natürlicher Vorgang erscheinen konnte. Dieses Argument stützt sich auf wenige Belege aus einem bis weit über 1867 hinausreichenden Diskurs, der Russland als asiatische Macht konzipierte. Welchen Stellenwert darin die sehr viel weitergehende Forderung nach einem Rückzug Russlands auf das asiatische Festland besaß, bleibt unklar. Im fünften Untersuchungsschritt geht es um »Distanz« als ergänzende Kategorie, die sich nicht einfach aus Raum, Zeit und Geschwindigkeit ergab. So konnte Alaska den Zeitgenossen in der Mitte des 19. Jahrhunderts als so abgelegen wie nie zuvor erscheinen, obwohl die Transporttechnik des 19. Jahrhunderts die Kolonie schneller und einfacher erreichbar gemacht hatte.

Mit den fünf untersuchten Raumvorstellungen öffnet Winkler ohne Frage eine neue Perspektive auf Russlands Expansion im Nordpazifik – mit dem Verkauf Alaskas haben die Fallbeispiele aber nur wenig zu tun. Die chronologische und auch logische Verknüpfung zwischen den Untersuchungsebenen hätte deutlicher herausgearbeitet werden können. Auch zielen die Studien hauptsächlich auf die äußeren Konturen des Raums und lassen zahlreiche Fragen offen oder ungestellt: Mit welchen Erfahrungen und Erwartungen wurde der Raum »Russisch-Amerika« oder »Nordpazifik« gefüllt (als Wirtschaftsraum, Zeitraum, Konfliktraum), welche Grenzen oder Überlappungen gab es zwischen diesen Vorstellungen? Warum wird eine dynamische Raumkategorie der bisherigen Forschung – die »Frontier« mit ihren kulturellen, ökonomischen, politisch-militärischen Kontaktzonen – nicht berücksichtigt? Welche Rolle spielten China und Japan, an deren »Öffnung« just zur Zeit der Veräußerung Alaskas das Zarenreich beteiligt war, in der Formulierung neuer Ordnungsvorstellungen im ostasiatischen-pazifischen Raum?

So faszinierend der Ausflug in den russischen Vorstellungsraum »Nordpazifik« auch ist – er schließt letztlich nur eine kleine Lücke zwischen der meisterhaften Untersuchung von Ryan Tucker Jones über die politischen und ökologischen Folgen der Expansion des Zarenreichs im Pazifik und der von Ilya Vinkovetsky über die russisch-amerikanische Kolonie. Für fortgeschrittene Kenner der russischen Geschichte bietet die Untersuchung von Martina Winkler aber zahlreiche Anregungen und neue Einsichten.

*Andreas Renner, München*

#### **Zitierempfehlung:**

Andreas Renner: Rezension von: Martina Winkler, Das Imperium und die Seeotter. Die Expansion Russlands in den nordpazifischen Raum, 1700–1867, V&R Academic, Göttingen 2016, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 58, 2018, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81843>> [10.1.2018].

**Ulrich Offerhaus, Familie und Bankhaus Seligmann in Koblenz und Köln. Familie Seligmann – jüdische Viehhändler und französische Citoyens, preußische Bankiers und »jüdische Mischlinge«, Sokrates & Freunde, Koblenz 2016, 466 S., geb., 34,90 €.**

Nach einer knappen Einführung in die Geschichte der Familie und des Bankhauses Seligmann schildert Ulrich Offerhaus die Quellenlage, die auf den ersten Blick prekär zu sein scheint, gibt es doch weder ein Familien- noch ein Firmenarchiv. Aber dank einer umfassenden Recherche in zahlreichen Archiven, deren Spektrum vom Amt für Wiedergutmachung in Saarburg über Kirchen-, Wirtschafts- und Stadt- und Landesarchive bis hin zum Bundesarchiv reicht und auch Adressbücher und Grabinschriften sowie mündliche Familienüberlieferungen nutzt, gelingt es dem Autor, eine Vielzahl von Informationen zusammenzutragen, die es ihm erlauben, eine quellengesättigte Familiengeschichte zu präsentieren. Eine ausführliche Familientafel der Seligmanns, die die Orientierung in den komplexen Verhältnissen einer 200 Jahre umfassenden Familiengeschichte erleichtert (und deswegen während der Lektüre gerne immer wieder aufgeschlagen wird), rundet die Einleitung ab.

In chronologischer Gliederung werden, beginnend mit Moses Seligmann (1753–1842), der einer jüdischen Familie von Viehhändlern entstammte und mit 18 Jahren aus Oberbieber in der Grafschaft Wied nach Koblenz übersiedelte, sechs Generationentableaus präsentiert, in denen sich ein überaus wechselvolles Familienschicksal entfaltet, das hier – natürlich – nur in einigen Grundzügen nachgezeichnet werden kann. Moses Seligmann war in Koblenz als »tüchtiger Händler und geschickter Geschäftsmann« tätig und heiratete Anfang der 1780er-Jahre in die »angesehene jüdische Familie Dahl« ein. Mit Eroberung und Eingliederung der Stadt Koblenz in das französische Reich 1794/1797 wurden die Juden zu gleichberechtigten Staatsbürgern der Republik Frankreich. Auch wenn dieser Status schon unter französischer Herrschaft wieder eingeschränkt wurde, begann der wirtschaftliche und soziale Aufstieg von Moses Seligmann, der nun als »Handelsmann« bzw. »Kaufmann« und »marchand de métaux«, also Geldhändler firmierte. Zu seiner Reputation trug gewiss bei, dass er sich im politischen und sozial-karitativen Raum betätigte; die ihren Kindern von Moses und Nannette Seligmann gegebenen Vornamen demonstrierten überdies den Willen zur Assimilation, die den weiteren Weg der Seligmanns kennzeichnete. Von den fünf Kindern knüpften die beiden erstgeborenen Söhne an die berufliche Tätigkeit des Vaters Moses an: Während Arnold Seligmann (1782–1846) als Immobilienhändler und Lotterie-Einnehmer erfolgreich war, arbeitete Leopold Seligmann (1787–1857) zunächst als Wollhändler und dann – in der »preußischen Zeit« – als Geldhändler, wobei der Übergang zu Bankgeschäften wohl eher fließend war. Ein erster Beleg stammt aus dem Jahr 1844, in dem sich anlässlich der Eröffnung der Filiale in Köln bei Leopold Seligmann die Berufsbezeichnung »Banquier« findet. Begünstigt von der sich beschleunigenden Industrialisierung, die durch politische Entscheidungen zur Vereinheitlichung des Zoll- und Handelsrechts zudem unterstützt wurde, zeigte das Bankhaus eine positive Entwicklung. Während – wir sind jetzt in der dritten Generation angelangt – drei der Söhne von Leopold und Henriette (geb. Landau), also Adolph (1815–1879), Bernhard (1815–1899) und Heinrich Seligmann (1835–1909) – die Führung der Bankgeschäfte in Koblenz und Köln übernahmen, arbeiteten zwei andere als Rechtsanwalt beziehungsweise Arzt in Köln. Und auch im Verhältnis zum Judentum zeigten sich in dieser Generation deutliche Unterschiede: Da sich nur die kinderlosen Junggesellen weiterhin zum Judentum bekannten und diejenigen, die Familien gründeten, zum Protestantismus übertraten, endete die jüdische Linie der Familie Seligmann bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In der vierten Generation heiratete schließlich Gustav Seligmann (1849–1920), der Sohn von Bernhard Seligmann, Maria Liebermann von Sonnenberg, die Tochter eines preußischen Offiziers, womit ein »ausgeprägt preußischer Geist« in die Familie einzog. Und Leopold Heinrich Seligmann (1886–1946), der Sohn von Heinrich Seligmann, heiratete Margit von Zsarnay (geb. Malsbenden). Unterdessen florierte das Koblenzer/Kölner Bankhaus Seligmann – zumindest bis in die Zeit des Ersten Weltkriegs. Familie Seligmann gehörte inzwischen zum Koblenzer Wirtschaftsbürgertum. Die Männer

der Familie waren neben ihrer beruflichen Arbeit auf (kommunal-)politischem und kulturellem Gebiet aktiv. Doch nicht zuletzt wegen der großzügigen Zeichnung von Kriegsanleihen im Ersten Weltkrieg geriet das Bankhaus in Schwierigkeiten; in der Bankenkrise des Sommers 1932 wurde es geschlossen. Schon der zeitliche Bogen, den die Lebensjahre einzelner Angehöriger dieser vierten Generation umspannten, reichte bis in die nationalsozialistische Diktatur, deren Folgen dann vor allem die fünfte und sechste Generation – geboren um die Jahrhundertwende – trafen: Obgleich seit Jahrzehnten durchaus protestantisch-preußisch-vaterländisch geprägt, wurden die Seligmanns im ›Dritten Reich‹ als »jüdisch versippt« eingestuft – mit allen Konsequenzen für ihr berufliches Fortkommen und ihre persönliche Sicherheit. Die Reaktionen der Familienmitglieder waren sehr unterschiedlich: Walter (1906–1979) und Hansjörg (1907–1975), die beiden Söhne von Georg Seligmann (1873–1944), ließen sich bereits 1933 von einem Onkel mütterlicherseits adoptieren und hießen fortan Schultze-Rhonhof; andere, so Götz (1923–2006) und Herbert (1929–2012), die Söhne von Paul Seligmann (1875–1944), änderten ihren »jüdisch« klingenden Nachnamen in Selldorf; einige emigrierten ins Ausland; einer tauchte in der Arbeiterschaft einer Kölner Lackfabrik unter. Und einige wurden Offiziere in der Wehrmacht. Auf ganz unterschiedlichen Wegen gelang es den Familienmitgliedern, den Verfolgungsmaßnahmen der Nationalsozialisten zu entgehen. Und nach dem Ende des Krieges engagierte sich manch einer, so insbesondere Hansjörg Schultze-Rhonhof, beim Wiederaufbau der Demokratie, speziell in Rheinland-Pfalz.

Offerhaus hat eine Familiengeschichte vorgelegt, die durchgängig die wechselnden sozialen und wirtschaftlichen sowie politischen Verhältnisse berücksichtigt, in und unter denen die Menschen ihr Leben gestalteten. So erhellen die hier präsentierten Lebensgeschichten schlaglichtartig die jeweiligen Zeitbedingungen, die ihrerseits den Verlauf der unterschiedlichen Lebensläufe mitprägten. Besonders hervorzuheben ist, dass der Autor bei aller Einfühlung in die Geschichte der Seligmanns nicht die Distanz verliert, die zum Beispiel bei seinem vorsichtig-skeptischen Umgang mit manch innerfamiliärem Narrativ – so mit den Berichten über Kontakte zur Goerdeler-Gruppe und über Fluchtpläne 1944 – deutlich wird. Insgesamt entsteht eine facettenreiche Geschichte der Familie und des Bankhauses Seligmann, die geradezu exemplarisch den widersprüchlichen Prozess von bewusster Assimilation einerseits und verweigerter Anerkennung bis hin zur brutalen Ausgrenzung und Verfolgung andererseits spiegelt – und die mit diesem Buch eine späte Würdigung erfährt.

*Michael Schneider, Kalenborn*

#### **Zitierempfehlung:**

Michael Schneider: Rezension von: Ulrich Offerhaus, Familie und Bankhaus Seligmann in Koblenz und Köln. Familie Seligmann – jüdische Viehhändler und französische Citoyens, preußische Bankiers und »jüdische Mischlinge«, Sokrates & Freunde, Koblenz 2016, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 58, 2018, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81844>> [10.1.2018].

**Patrick Eiden-Offe, Die Poesie der Klasse. Romantischer Antikapitalismus und die Erfindung des Proletariats, Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2017, 460 S., geb., 28,00 €.**

Patrick Eiden-Offes »Die Poesie der Klasse« lädt zu einer Neuvermessung des Vormärz und einem literaturwissenschaftlich-sozialgeschichtlichen Dialog ein. Die Art dieser doppelten Einladung lässt kaum eine andere Möglichkeit, als sie anzunehmen. Zentrales Anliegen der Studie ist die Beantwortung der Frage, wie die ökonomischen, politischen und juristischen Voraussetzungen von ›Klasse‹ – verstanden als ebenso literarische wie soziale *Figur* – »imaginär bearbeitet und damit kulturell lebbar, wie sie verstehbar und überhaupt erst vorstellbar gemacht werden« (S. 24). Was daraus folgt, ist eine in vielerlei Hinsicht anregende und überzeugende Lektüre ganz unterschiedlicher Texte – philosophische Abhandlungen, Sozialreportagen, volkskundliche und protosoziologische Studien, politische Traktate, vor allem aber auch Prosa und Poesie – als »Manifestationen und Ausgestaltungen kollektiv geteilter Erfahrungen« (ebd.).

Im ersten Kapitel entfaltet Patrick Eiden-Offe, gewissermaßen paradigmatisch, das Programm eines romantischen Antikapitalismus bei Ludwig Tieck, Georg Weerth und Wilhelm Weitling. Die anschließenden Kapitel fächern die Modi der Identitätsfindung und Re/präsentation der ›arbeitenden Klassen‹ auf. Dabei geraten Modelle politischer Subjektivierung in den Blick, also die Versuche, angesichts der »Vielstimmigkeit der realen Heterogenität des vormärzlichen Proletariats« (S. 124) (schreibend) die potenziell uferlose Frage nach dem politischen ›Wir‹ zu beantworten. »Die Poesie der Klasse« verfolgt entlang dieser Stationen zwei argumentative Linien.

Einerseits geht die Studie der vormärzlichen Annahme nach, dass »sich aus einer Verhältnisbestimmung von Poesie und Prosa die geschichtsphilosophische Signatur der Gegenwart herauslesen lasse«. Der »Prosa der Verhältnisse« (Hegel) sollte eine Re-Poetisierung des Lebens entgegengestellt werden, die sich einen Sinn für »auffallende, überraschende Begebenheiten« bewahrt (S. 13f.). Vor dort aus rekonstruiert Patrick Eiden-Offe die Konturen einer heterogenen Klasse, die sich im Vormärz enthusiastisch in Poesie ausdrückte.<sup>1</sup> Andererseits zeichnet er ein Epochenbild des Vormärz entlang des Konzepts der *Prekarität*. Betont wird dabei der transitorische Charakter vormärzlicher Klassenidentitäten. Vor diesem Hintergrund verweist Eiden-Offe – völlig zurecht – auf eine spezifische Aktualität des Vormärz, deren Bedeutung er klug als inverse Aktualität präzisiert: »invers, weil wir im Vormärz historisch den Einschwingungsprozess jener modernen Konstellation beobachten können, deren langer Dekomposition wir seit den Krisen der 1970er-Jahre beiwohnen. Im Prozess der Auflösung zeigen sich Bilder des Sozialen, die – gewissermaßen als historische *snapshots* und für sich genommen – denen aus der Formierungsphase zum Verwecheln ähnlich sehen, die aber einer gegenläufigen Sequenz entstammen. Eine Arbeit zum Vormärz muss beide Momente erfassen: die Ähnlichkeit wie auch die Unterschiede. Die Moderne, die im Vormärz ihre Gestalt gewinnt, ist immer auch unsere, aber sie zerfällt in der Gegenwart und wird uns unwiderruflich fremd« (S. 37).

Die skizzierten allgemeinen Argumentationslinien überzeugen ebenso wie die Analysen der verschiedenen literatur- und sozialgeschichtlichen Konstellationen, in denen sie entfaltet werden. Ein geeignetes Beispiel dafür ist Patrick Eiden-Offes Umgang mit dem schreibenden, dichtenden, agitierenden, organisierenden Schneidergesellen Wilhelm Weitling. An einem Essay über Bettelverbote (1841) wird Weitlings Klassenpolitik als Sprachpolitik vorgestellt. Weitling kontrastierte in diesem Text drei Begriffe (Fechten, Betteln, Bitten), die vermeintlich dieselbe Sache bezeichnen, aber etwas ganz anderes bedeuten: »Den ersteren haben die Handwerksburschen, den zweiten hat die Polizei, und den dritten die christliche Liebe erfunden«. Das Arsenal sozialpolitischer Begriffe, darauf weist Eiden-Offe hin, soll hier

---

<sup>1</sup> Für einen ähnlich gelagerten Versuch, das um 1800 prominente poetologische Programm anekdotischen Erzählens methodisch und theoretisch für eine Alltags- und Sozialgeschichte produktiv zu wenden, vgl. *Carolyn Steedman, An Everyday Life of the English Working Class. Work, Self and Sociability in the Early Nineteenth Century, Cambridge/New York etc. 2013.*

also einen Ausweg »aus dem Gefängnis der Polizeisprache« aufzeigen und den Armen »wieder in die Position eines handlungsmächtigen Subjekts« versetzen (S. 82f.). Gerade der Positionierung gegen Polizeisprache und Polizei kommt in dieser Konstellation entscheidende Bedeutung zu. »Es ist der einzelne ›Polizeidiener‹, der jeweils dem einzelnen Handwerksburschen entgegentritt und gegen diesen die Bettelgesetze durchsetzt; es ist der einzelne ›Polizeiknecht‹, der sich seinen sinisternen Dienst mit einem Exzess an ›Brutalität‹, ›Schindereien und Bedrückungen‹ würzt, gegen den sich Weitlings Angriff richtet. Das abstrakt-gesellschaftliche Verhältnis gerät zu einer Szene, in der einzelne Menschen sich gegenüberstehen: Menschen, die immer auch anders wählen könnten, wenn sie denn wollten. Es sind starke Affekte, die in diesem sozialen Konflikt bewegt werden und die auch Weitling in seinem Essay mobilisiert: Wenn ›das Herz der exekutierenden Beamten‹ bei der Arbeit notwendig ›versteinert‹, wie Weitling unterstellt, und der Beamte trotzdem bei seinem Geschäft bleibt, dann wird man nicht umhinkönnen, schließlich ›Abneigung und Ekel‹ vor jedem einzelnen Polizisten zu empfinden« (S. 84). Diese literaturgeschichtliche Lesart, die Schreibmechanismen aufzeigt, mittels derer gesellschaftliche Konflikte als persönliche Konfrontation gerahmt und – noch – nicht in die Form ›organisierten Klassenkampfes‹ überführt wurden, dürfte aus der Perspektive einer Sozialgeschichte des Polizeidienstes noch einmal komplizierter werden. Dabei wird nämlich klar, dass Konfrontationen zwischen Handwerkern und Polizeidienern zu einem nicht unerheblichen Teil aus ihrer sozialen Nähe resultierten. Wenn der Schneidergeselle Weitling einem Polizeidiener begegnete, dann begegnete er mit hoher Wahrscheinlichkeit einem Vertreter jener »großen Menge der heterogensten Bestandteile«, so schrieb ein zeitgenössischer Beobachter 1861, »welche wie Schiffbrüchige aus den stürmischen Wogen des Lebens sich auf die öde Klippe der Polizeimannschaft gerettet haben. Verunglückte Handwerker, Schulmeister, Comptoiristen, Copisten, Lakaien, Jäger, Musikanten, Kellner und Hausknechte, ja sogar bestrafte Verbrecher finden immer noch Zuflucht bei der Polizei.«<sup>2</sup> Das harsche Auftreten so manchen Polizeidieners dürfte dem Zwang geschuldet gewesen sein, sich von diesem Herkunftsmilieu trotz einer mehr oder weniger gleichbleibenden ökonomischen Situation zu distanzieren. In sozialgeschichtlicher Perspektive überlagerte sich die Rahmung gesellschaftlicher Konflikte als persönliche Konfrontation mit dem Problem sozialer ›Entfremdung‹ unter den Bedingungen prekärer Arbeitsmärkte. Die Vieltimmigkeit der realen Heterogenität des vormärzlichen Proletariats schrieb sich auch in den Polizeidienst ein.

»Die Poesie der Klasse« bietet zahlreiche Beispiele und Analysen und nicht zuletzt deshalb ist der Studie eine breitere sozialgeschichtliche Leserschaft zu wünschen, die dann freilich auch noch einmal die in Patrick Eiden-Offes Adaption für literaturgeschichtliche Fragen verblüffende Passgenauigkeit der Kategorien von Edward P. Thompson, Eric Hobsbawm und anderen diskutieren müsste.

*Timo Luks, Gießen*

#### **Zitierempfehlung:**

Timo Luks: Rezension von: Patrick Eiden-Offe, Die Poesie der Klasse. Romantischer Antikapitalismus und die Erfindung des Proletariats, Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2017, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 58, 2018, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81845>> [10.1.2018].

---

<sup>2</sup> Friedrich Christian Benedict Avé-Lallemant, Die Krisis der deutschen Polizei, Leipzig 1861, S. 21.



**Anja Meyerrose, Herren im Anzug. Eine transatlantische Geschichte von Klassengesellschaften im langen 19. Jahrhundert, Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2016, 359 S., geb., 40,00 €.**

Der klassische Herrenanzug mag unspektakulär daherkommen – seine Geschichte ist alles andere als das. Moderne Männerkleidung ist zwar bemerkenswert schlicht, ja wird bisweilen als unauffällig oder sogar gleichförmig wahrgenommen. Nuancen männlicher Kleidung sind jedoch von herausragender Bedeutung für die Demonstration und Herstellung gesellschaftlicher Statusunterschiede. Ihr Image als antimodisch täuscht hinweg über ihre noch recht junge Geschichte, die in engem Zusammenhang steht mit tiefgreifenden sozioökonomischen Veränderungen im Laufe des 19. Jahrhunderts.

Wie Anja Meyerrose in ihrer Untersuchung der Genese und Entwicklung des modernen Herrenanzugs von seinen Anfängen im vorindustriellen England bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts zeigt, erschließen sich bei genauerer Betrachtung einige neue Erkenntnisse. Anhand dieses klassisch gewordenen Schnitts untersucht Meyerrose die Herausbildung transatlantischer Klassengesellschaften und deren regional spezifische Ausformungen. Sie plädiert dafür, die Unterschiede zwischen den verschiedenen Formen moderner Männerkleidung zu betrachten, wobei der Bezugsrahmen ihrer vergleichenden Untersuchungen meist ein (proto-)nationaler ist. Ihre Darstellung der Entwicklung und Transformation von Männerkleidung in England, Frankreich, den USA und in den deutschen Fürstentümern sowie später im Deutschen Reich zeichnet die wechselseitige und dennoch regional und sozial spezifische Herausbildung moderner Männerkleidung nach.

Meyerrose ist der Meinung, dass die Produktion und der Vertrieb dieser Kleidungsform bisher zu wenig oder gar nicht in die Analyse einbezogen wurde, was zu falschen Schlussfolgerungen geführt habe. Ihr Anspruch ist es, die dadurch entstandenen Mythen und Irrtümer über Funktion, Bedeutung, Form und Verbreitung moderner Männerkleidung aufzuklären. Ein Aspekt dieser Mythen um moderne Männerkleidung ist die weit verbreitete Ansicht, die Französische Revolution sei von enormer Relevanz für die Verbreitung bourgeoiser Moden gewesen. Meyerrose hingegen sieht die Kleidungspraktiken im revolutionären Frankreich nicht als besonders neu und revolutionär an. Was in Paris zu dieser Zeit an Kleidungspraktiken in Erscheinung trat, sei keineswegs richtungsweisend gewesen. Revolutionäre Gruppen wie die Sansculotten, die nach ihrer Kleidungspraxis benannt und durch sie bekannt wurden, seien keine Trendsetter, sondern eher eine Randerscheinung gewesen, deren Bedeutung heute überbewertet werde.

Ein Blick auf Produktion und Vertrieb verdeutliche, dass in England und nicht in Frankreich der moderne Männeranzug entwickelt wurde. Diese Verschiebung der Perspektive generiere einen neuen Begriff von Bürgerlichkeit oder Bourgeoisie. Nicht durch Gegensatz und Konkurrenz zwischen Adel und Bürgern, sondern durch die Amalgamierung einer neuen bourgeoisen Schicht aus alten und neuen Eliten unter anderem mittels des Herrenanzugs und im Einklang mit den neuen Konsummustern und Produktionsweisen sei bourgeoise Kultur und Tradition entstanden. Diese neue bourgeoise Schicht setzte sich aus *merchants*, so nennt Meyerrose Händler, die sich den noch in vorindustrieller Zeit neuen Wirtschaftsweisen verschrieben, der englischen *gentry* und Teilen der Aristokratie zusammen. Zudem war deren Kleidung anfangs keine städtische Mode, sondern sie entsprach den Bedürfnissen und Gewohnheiten des englischen Landadels.

Für die weitere Entfaltung, Entwicklung und Verbreitung des Anzugs war die Textilindustrie in den USA entscheidend. Hier wurde der Herrenanzug zur Uniform der Masse. In den deutschen Fürstentümern und später im Deutschen Reich hingegen seien Militär- und Berufsuniformen die Mittel gesellschaftlicher Anerkennung gewesen. Anzugsträger wurden mittels antisemitischer, homophober und ähnlicher Stereotype abgewertet. Allein schon wegen der fehlenden Textilindustrie seien modische Trends von dort nicht ausgegangen.

Meyerrose unterscheidet zwischen der Verbreitung des zivilen Herrenanzugs, den sie als Teil bourgeoiser Kultur und Merkmal der Entstehung von Klassengesellschaften ansieht und der Militäruniform, die die alte ständische Ordnung verkörpere. Erstere berge bourgeoise Freiheitspotenziale in sich, die Möglichkeit, die Hoffnung und das Versprechen auf Egalität und damit auf die Befreiung von Beschränkungen durch Kultur, Religion und Ethnizität, während letztere Ausschlüsse entlang dieser Linien produziere. Die (Berufs-)uniformträger in den deutschen Fürstentümern und im deutschen Reich, sieht Meyerrose irrtümlich als Vertreterinnen bourgeoiser Kultur dargestellt. Ihre eingeschränkte Lebensweise werde in der Forschung als Standard verallgemeinert und die verachteten kosmopolitischen Anzugträger nicht in die Analyse mit einbezogen. Bourgeoisie umfasse als Begriff mehr als der deutsche Begriff Bürgertum, da er sich nur auf das sogenannte Bildungsbürgertum beziehe.

Meyerrose sieht die Grenzen der Verallgemeinerung bürgerlicher Kultur im Aufkommen von Maßanzügen Mitte des 19. Jahrhunderts in England, die eine Gegenbewegung zur Massenware aus den USA darstellten. Diese neuen strengen Kleidungs- und Benimmregeln der Bourgeoisie waren ein Fall von *invented traditions*, wodurch diese Art der Kleidung, die Uniform des Gentlemans, zum sogenannten Klassiker erklärt wurde. Dieses europäische Phänomen kann nur vor dem Hintergrund verstanden werden, dass sich *ready-to-wear-suits* schon in den 1820er-Jahren als Uniform der Masse in den USA durchsetzen. Der Maßanzug wurde zum Distinktionsmerkmal gegenüber der Massenware. In den USA dagegen wurde teure *leisure ware* zur Entsprechung des Maßanzugs.

Trotz des von Meyerrose konstatierten Mangels, haben Autorinnen und Autoren vor ihr durchaus die Bedeutung der Produktion und des Vertriebs für eine Untersuchung der Genese moderner Kleidungsstile betont. So untersuchte Robert Ross in seiner 2008 erschienen Studie die globale Verbreitung des Herrenanzugs unter kolonialen Vorzeichen.<sup>1</sup> Auch er bemerkt die epochale Tragweite der Kleidungsproduktion in den USA, spricht von einer neuen Ära, die dort durch die *ready-to-wear* Mode eingeläutet wurde und erwähnt die frühe Verfügbarkeit und Verbreitung derselben von relativ hoher Qualität. Er unterstreicht, dass die Herstellung der Kleidung bisher zu wenig Beachtung fand und geht deshalb detailliert auf Kleidungsproduktion und die regional unterschiedlich schnelle Ausbreitung von *ready-to-wear* ein.

Wie andere Autorinnen und Autoren betont Meyerrose die Vorreiterrolle von Männern als Modekonsumenten. Die ersten Warenhäuser boten nur Männermode an, denn die Kleidung der Frauen blieb sehr viel länger in den Händen von Schneidern und Schneiderinnen und wurde erst viel später Teil des Massenmodemarkts. Als Zentren der Mode bildeten sich somit London für die industriell gefertigte Männerkleidung und Paris für handgefertigte Frauenkleidung heraus. Obwohl sie auf diesen Punkt hinweist bleibt Gender als analytischer Aspekt in Meyerroses Betrachtung unterbelichtet. So übersieht Meyerrose, dass die Freiheitspotenziale, die sie durch den Anzug verwirklicht sieht, vergeschlechtlicht waren und Frauen kategorisch ausschlossen. Die Grenzen bourgeoiser Verallgemeinerung wurden durch Geschlecht mindestens ebenso gezogen wie durch Klasse. Die Autorin übersieht an diesem Punkt zahlreiche Anknüpfungspunkte an vorhandene Untersuchungen zum Thema, die sich mit ähnlichen Fragestellungen zur Verbreitung bourgeoiser Männermode auseinandersetzen.

So bleiben Arbeiten wie die von Diane Crane außen vor, die detailliert die Verbreitung von *middle class styles* in Frankreich, England und den USA untersuchte und zeigt, wie moderne Kleidung und Identität sowohl über Klasse als auch über Gender definiert wird.<sup>2</sup> Weitere Beispiele für eine solche Auslassung sind Christopher Beward, der zu männlicher Konsumkultur in England und besonders London von 1860 bis 1914 geforscht hat<sup>3</sup>, sowie Sabina Brändlis Monografie, in der sie die Ausbreitung und Veränderung des Anzugs und deren Wechselwirkung mit Männlichkeitsdiskursen im deutschsprachigen Raum im 19. Jahrhundert untersucht.<sup>4</sup> Während, wie Meyerrose richtig bemerkt, auch die meisten mir bekannten Untersuchungen bourgeoiser Kleidung auf der Abgrenzung von ade-

---

<sup>1</sup> Robert Ross, *Clothing: A Global History*, Cambridge 2008.

<sup>2</sup> Diana Crane, *Fashion and Its Social Agendas: Class, Gender, and Identity in Clothing*, Chicago 2000.

<sup>3</sup> Christopher Beward, *The Hidden Consumer. Masculinities, Fashion and City Life, 1860–1914*, Manchester 1999; ders., ›Manliness, Modernity and the Shaping of Male Clothing‹, in: *Joanne Entwistle/Elisabeth Wilson* (Hrsg.), *Body Dressing. Dress, Body, Culture*, Oxford etc. 2001, S. 165–181.

<sup>4</sup> Sabina Brändli, ›Der herrlich biedere Mann‹. Vom Siegeszug des bürgerlichen Herrenanzuges im 19. Jahrhundert, Zürich 1998.

liger Mode beharren, bezieht sich Christopher Forth in seiner Untersuchung moderner Männlichkeit auf den Wunsch der britischen Aristokratie nach schlichter Kleidung.<sup>5</sup> Er verdeutlicht, dass über die vermeintliche Dichotomie adelig und bourgeois Ambivalenzen moderner Männlichkeit selbst verhandelt wurden. Und während Meyerrose bourgeois Individualismus dem militaristischen Konformismus gegenüberstellt, betont Forth, dass bourgeoise Vorstellungen von der Freiheit des Individuums eng mit militärischen Tugenden verknüpft waren. Nicht zuletzt im imperialistischen Kontext wurde die Uniform, neben dem Anzug, ebenfalls essenziell zur britischen Identitätskonstruktion und gesellschaftlichen Anerkennung in Abgrenzung zum kolonialisierten Anderen. Daher stellt sich die Frage, ob die Ambivalenzen und Paradoxien moderner bourgeois Männlichkeit durch die Unterscheidung zwischen Uniform und Anzug gelöst werden können oder ob ihre Einführung nicht vielmehr Hand in Hand ging beziehungsweise sich wechselseitig bedingte.

Es ist verwunderlich, dass Meyerrose eine ganze Bandbreite von vorhandener Literatur zur globalen und regionalen Verbreitung und Aneignung des Männeranzugs auslässt. Leider hat diese Auslassung den Effekt, das Buch als innovativer erscheinen zu lassen, als es ist. Den eigenen Anspruch auf Originalität löst sie daher lediglich dort ein, wo sie aufzeigt, dass der Einfluss der Französischen Revolution geringer war als bisher vermutet, und stattdessen auf die Bedeutung der vorindustriellen Kleidungsproduktion in England sowie die Rolle der Kleidungshändler und -produzenten für die Herausbildung einer neuen bourgeois Schicht hinweist.

Die Kritik der Autorin am deutschen Begriff des Bildungsbürgertums erscheint wie eine erneute Verengung der Perspektive auf eine vermeintlich oder wirklich kosmopolitische Händler- und Industriellen-schicht. Hier stellt sich die Frage, ob die Gleichung, die sie aufmacht – nationalistisch gleich Uniform, kosmopolitisch gleich Anzug – wirklich so einfach aufgeht, auch wenn sich darüber einiges erklärt. Es zeigt sich ein weiteres Mal die Schwierigkeit dessen, zu bestimmen, was gesellschaftliche Kategorien überhaupt ausmacht, da sie in ihrer Kontingenz oft kaum greifbar sind.

Trotz aller Kritik ist das Buch ein wichtiger Beitrag zur Erforschung der Entstehung und Verbreitung bourgeois Kultur. Meyerrose löst ein methodisch Problem, das in vielen Arbeiten zu moderner Kleidung auftritt, indem sie über eine Betrachtung der Produktion den vermeintlichen Gegensatz zwischen aristokratischer und bürgerlicher Mode auflöst und stattdessen den Übergang von der ständischen zur Klassengesellschaft und die Herausbildung neuer Eliten aus einer anderen Perspektive beschreibt. Ihre Arbeit zeigt ein weiteres Mal, dass es nicht ausreicht, die reine Form zu betrachten, sondern dass sowohl Produktion, Vertrieb als auch die regionale Verbreitung verschiedener Modelle und deren gesellschaftliche Einbettung von Relevanz sind – und damit die Frage danach, wer, was, wo, wie und warum trägt.

*Katja Jana, Berlin*

#### **Zitierempfehlung:**

Katja Jana: Rezension von: Anja Meyerrose, Herren im Anzug. Eine transatlantische Geschichte von Klassengesellschaften im langen 19. Jahrhundert, Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2016, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 58, 2018, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81846>> [10.1.2018].

---

<sup>5</sup> Christopher North, *Masculinity in the Modern West. Gender, Civilisation and the Body*, Basingstoke 2008.

**Anke Hoffsten, Das Volkshaus der Arbeiterbewegung in Deutschland. Gemeinschaftsbauten zwischen Alltag und Utopie, Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2017, 724 S., geb., 90,00 €.**

Die Kunsthistorikerin Anke Hoffsten legt mit diesem Buch erstmals eine Gesamtbetrachtung der Volkshäuser der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung im Deutschen Reich vor und analysiert ihren Gegenstand interdisziplinär auf zwei Ebenen: als historisches Phänomen mit einem sozialgeschichtlichen Interesse, die Volkshäuser sind für die Autorin vor allem Dokumente einer spezifischen »Alltags- und Arbeiterkultur« (S. 18). Der eigentliche Fokus der Autorin liegt aber deutlich auf der Architektur dieser Bauten – ihrer Konzeption, Typologie, ihrem architekturhistorischen Kontext. Diesen beiden Aspekten widmet sich Anke Hoffsten im ersten, etwa 210 Seiten umfassenden Teil ihres Buches und analysiert die bereits im späten 19. Jahrhundert auch im ganzen Deutschen Reich und hier zumeist in den Städten der industriellen Ballungszentren sowie später auch in Klein- und Mittelstädten beziehungsweise Industriedörfern entstehenden Volkshäuser »als Zeugnisse kulturellen Schaffens, als Ausdrucksträger künstlerischer Absichten, als Identitäts- und Aktionsraum der Arbeiterbewegung und als Stätten historischer Ereignisse, politischen Handelns und sozialen Denkens« (S. 17f.). Dieser Analyseteil eröffnet dabei mit einem kürzeren historischen Kapitel zu den ideellen Grundlagen, zur Entwicklung und Verbreitung, zu organisatorischen Fragen der Gründung, Finanzierung und Verwaltung, zum Schicksal der Bauten nach 1933 sowie zur internationalen Perspektive des Phänomens Volkshaus, das keineswegs ein »deutsches Phänomen« war.

Deutlich umfangreicher gestaltet sich dann der zweite Teil der Analyse der Studie, der allerdings keineswegs nur architektur spezifische Themen behandelt, sondern sozialgeschichtlich interessiert bleibt: der allgemeinen Annäherung an Fragen der Gattungsgeschichte und einem Aufriss des Funktions- und Nutzungsspektrums folgt eine »Annäherung an eine Typologie« (S. 112), in der die Autorin Entstehungskontexte, Dimensionierung, Gestaltung und Nutzung der von ihr recherchierten 338 Immobilien verglichen hat. Die Entstehungskontexte führten dabei vor allem bei der Größe des betreffenden Ortes zu Überschneidungen. Anke Hoffsten differenziert deswegen – und letztlich ihrem sozialgeschichtlichen Interesse treu bleibend – nicht im eigentlichen Sinne unterschiedliche Bautypen, sondern Volkshäuser in Groß- und Mittelstädten sowie in Kleinstädten und Dörfern. Hinzu kommen Provisorien und Einfachbauten. Ein weiteres Unterkapitel der Typologisierung widmet sich den Ankäufen und Umbauten – nur etwa 120 der von ihr ausgemachten Volkshäuser waren Neubauten. Dem folgt eine umfassende architekturhistorische Einordnung: hier wird der emanzipatorische Anspruch der Volkshäuser mit der sozialen Wirklichkeit abgeglichen, das Volkshaus als »Reflex der bürgerlichen Hegemonialkultur« (S. 162) vorgestellt und schließlich in die Debatten um die Architekturmoderne eingeordnet. Die beiden abschließenden und ausblickenden Unterkapitel des Analyseteils widmen sich der »Pervertierung des Volkshausgedankens in der Zeit des Nationalsozialismus« (S. 192) sowie Fragen der Traditionsbildung und Erinnerungskultur nach 1945 – richtigerweise in beiden Teilen Deutschlands und bis in die Gegenwart im wiedervereinigten Deutschland.

Zu den wesentlichen Befunden dieses Analyseteils gehört zweifelsfrei die komparative Einordnung der lokalen Initiativen im »Volkshausboom« der Weimarer Republik, die auf den ersten Blick den Eindruck einer regelrechten »Volkshausbewegung« erwecken. Anke Hoffsten kann dagegen zeigen, dass diese Initiativen auf keiner Ebene einer zentralen Steuerung unterlagen und zumeist auch im regionalen Hierarchiegefälle von Partei und Gewerkschaft konfliktreich gewesen sind: die Initiativen kamen meist aus der lokalen Basis beziehungsweise Mitgliedschaft und waren oft Ausdruck von gemeinschaftlicher Identität und Verantwortungsgefühl gegenüber dem Gemeinwesen – Volkshäuser wurden von den Protagonisten nicht selten als Beitrag zur »sozialen und kulturellen Infrastruktur am betreffenden Ort« (S. 209) verstanden. Die Vorstände suchten diese Initiativen dagegen aufgrund der teils immensen Kosten und der durch Bau und Verwaltung gebundenen Kräfte zu bremsen oder gar ganz zu verhindern. Dies trug nicht zuletzt dazu bei, dass Volkshäuser als »kurzlebige und diffuses Architekturphä-

nomen« (S. 113) im Vergleich ihrer äußeren Gestalt überaus heterogen sind – eben weil sie im Kern Produkte je lokaler Aushandlungsprozesse waren. In der Entwicklung der Volkshäuser überlagerten sich folglich aber auch Binnenentwicklungen mit Momenten bzw. Funktionen der lokalen Außenwirkung. Auch deswegen war das »Volkshaus der Arbeiterbewegung nicht nur eine öffentliche Bühne, auf der Arbeiterkultur stattfand, sondern darüber hinaus eine identitätsstiftende Kulturleistung wie auch in einige Fällen ein eigenständiger Beitrag zum Bauwesen der Moderne« (S. 210).

Doch damit ist die Geschichte dieses facettenreichen Buches noch nicht zu Ende. Denn dieser historischen wie architekturgeschichtlichen Analyse folgen ein ca. 50-seitiger Bildteil (Fotografien, Postkarten, Risse und Zeichnungen, Drucksachen) sowie ein »Katalog« von etwa 330 Seiten, in dem – alphabetisch nach Orten – Rahmendaten zu den von der Autorin auf dem Gebiet des Deutschen Reiches nachgewiesenen 338 Volkshäuser aufgeführt werden: neben den Baudaten (Ankauf/Neubau, Entwurf/Ausführung, Träger, heutiger Bestand) und architektonischen Besonderheiten (Raumprogramm, Ausstattung) wird dabei auch ein teils bis in die Gegenwart reichender Abriss über die Geschichte der jeweiligen Häuser gegeben. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis zu jedem Standort ergänzt die hier in zweifelsohne jahrelanger Recherchearbeit gesammelten Informationen. Dem folgt ein zweiter Bildteil mit mehr als 40 Seiten, der den Band beschließt.

Anke Hoffsten hat eine bemerkenswerte Arbeit vorgelegt, deren besonderer Vorzug in der deutlich breiteren, nämlich auch architekturbezogenen Perspektive liegt, interessiert sich die Autorin doch nicht allein für strukturgeschichtliche Fragen oder solche der Finanzierung der Vorhaben. Dadurch erschließt sie in besonderem Maße die Volkshäuser als »ideengeschichtliches Phänomen« (S. 10) – im Kontext der Ambivalenz der Arbeiterkulturbewegung vor und nach 1918 wie der Moderne allgemein, sowie im »nach vielen Seiten offenen Spannungsfeld zwischen den beiden Polen Alltag und Utopie« (S. 217) beziehungsweise zwischen »Alltagswelt, Vereinskultur und Politik« (S. 209). Die zusätzlich durch ein Personen- und Ortsregister erschließbare Studie, die auf breiter Quellen- und Literaturbasis ruht, liefert damit einen maßgeblichen, kulturgeschichtlich eingebetteten und nicht zuletzt gut lesbaren Baustein zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und ihrer Repräsentation. Daneben kartiert der anhängende Katalog das Phänomen regelrecht und vermittelt jenseits der üblichen Gattung Text noch einmal einen ganz anderen Eindruck von ihrem Gegenstand, der sich im ersten Teil des Buches im Überblick und im zweiten Teil individuell und lokal erschließen lässt. Die damit verbundene (deutlich unkonventionelle) »Serviceleistung«, ihre Quellen bzw. ihren Gegenstand auch nochmals je am lokalen Einzelfall zu dokumentieren, kann nicht hoch genug geschätzt werden.

*Swen Steinberg, Dresden*

#### **Zitierempfehlung:**

Swen Steinberg: Rezension von: Anke Hoffsten, Das Volkshaus der Arbeiterbewegung in Deutschland. Gemeinschaftsbauten zwischen Alltag und Utopie, Böhlau Verlag, Köln/Weimar etc. 2017, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 58, 2018, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81847>> [10.1.2018].

**Britta Marzi, Theater im Westen – die Krefelder Bühne in Stadt, Region und Reich (1884–1944). Rahmen, Akteure, Programm und Räume des Theaters in der Provinz, Waxmann Verlag, Münster/New York 2017, 536 S., geb., 59,00 €.**

Die vorliegende Studie ist aus einer an der Freien Universität Berlin angenommenen Dissertation entstanden und versteht sich als Versuch, die Krefelder Theatergeschichte im Spannungsfeld zwischen Stadt, Region und Reich zu diskutieren. Britta Marzi nimmt dabei die Entwicklung des Theaters von seiner Gründung als Stadttheater-AG 1884 bis zur Schließung aller deutschen Theater durch Joseph Goebbels 1944 in den Blick. Zwei Schwerpunkte machen die Arbeit aus und ziehen sich wie ein roter Faden durch das Buch: die bewusste Konzentration auf ein Provinztheater, sowie die Diskussion von Produktionsbedingungen und Theaterbetrieb. Inszenatorische oder ästhetische Fragestellungen klammert Marzi bewußt aus, was bei einer theaterwissenschaftlichen Arbeit zunächst verwundern mag. Trotzdem ist hier eine überzeugende Studie entstanden, die das Krefelder Theater in den Kontext übergreifender Entwicklungen stellt und sowohl Besonderheiten als auch typische Entwicklungen nachzeichnet – obwohl gerade dieses Spannungsfeld mitunter noch ein bisschen detaillierter hätte ausgelotet werden können (beispielsweise auf S. 16 wo die Frage nach Krefelds Repräsentativität weitgehend unbeantwortet bleibt).

Auf den folgenden Seiten (bis S. 33) präsentiert Marzi eine über weite Strecken überzeugende Diskussion der Literatur und vermag auch im Folgenden immer wieder ihren eigenen Ergebnisse in den Kontext der Forschung zu stellen. An einigen Stellen hätte sich der Leser mitunter ein wenig mehr Klarheit gewünscht. So stellt Marzi beispielsweise auf Seite 48 fest, dass die »vollständige Kommunalisierung der Stadttheater« erst mit dem Theatergesetz von 1934 erreicht worden sei. Diese Entwicklung war allerdings schon Mitte der 1920er-Jahre weitgehend abgeschlossen. Auf Seite 52 nimmt Marzi fast ausschließlich die ältere Forschung zur Reichsdramaturgie in den Blick. Eine ganze Reihe neuerer Studien bleiben leider unberücksichtigt.<sup>1</sup> Ganz ähnlich auf den folgenden Seiten: Marzi kann einleuchtend vermitteln, was bestimmte architektonische Bedingungen (und bezogen auf Krefeld beengte Verhältnisse) für ein Theater bedeuteten, aber auch hier hätte man sich eine theoretische Untermauerung gewünscht. Marvin Carlssons Arbeiten beispielsweise hätten Marzis Ergebnisse auf eine fundiertere Grundlage abseits von der reinen Darstellung (S. 53ff.) gestellt.

Dennoch bleibt ein positiver Eindruck, vor allem was die Kontextualisierung angeht. So diskutiert Marzi ausführlich die Aktivitäten der bürgerlichen Förderer und die Interessen, die diese vertraten. Sie macht dabei deutlich, dass das Überleben des Theaters und vor allem des städtischen Orchesters ohne diese finanzielle Unterstützung kaum möglich gewesen wäre (S. 73ff.). Genauso überzeugend die ausführliche Diskussion der steigenden städtischen Zuschüsse und der zunehmenden Kommunalisierung des Krefelder Theaters, die 1921 abgeschlossen war (S. 90ff.). Dabei hätte allerdings die Differenzierung zwischen Zuschuss und Subvention noch besser herausgearbeitet werden können (S. 91f. oder 162–165). Sehr gut aber dann wieder die Unterkapitel zu Dekorationen und Kostümen (S. 63–67), dem Sozialprofil der Aktionäre der Stadttheater AG (S. 77–80) oder den Arbeitsbedingungen am Theater (S. 174ff.). Auch die Spielplanuntersuchung vermag zu überzeugen (S. 262ff.), obwohl hier Besucherzahlen interessant gewesen wären (die aber vielleicht für Krefeld nicht vorliegen, S. 297). Diese hätten verdeutlichen können, inwieweit bestimmte Inszenierungen beim Publikum erfolgreich waren oder nicht. Dennoch beleuchten die Krefelder Spielpläne deutlich übergreifende Tendenzen, die an deutschen Regionaltheater insgesamt auftauchten, so zum Beispiel das Bemühen, im ausgehenden 19. Jahrhundert als »Kulturtheater« wahrgenommen zu werden, die Spielplangestaltung während des Ersten Weltkriegs, die Possen anstelle der vielgelobten klassischen Werke bevorzugte, die ästhetischen

---

<sup>1</sup> So zum Beispiel *Boris von Haken*, Der »Reichsdramaturg«. Rainer Schlösser und die Musiktheater-Politik in der NS-Zeit, Hamburg 2007 und *Stefan Hüpping*, Rainer Schlösser (1899–1945). Der »Reichsdramaturg«, Bielefeld 2012.

Experimente Mitte der 1920er-Jahre, oder die völkisch-nationalistische Dramatik, die schon einige Jahre vor der nationalsozialistischen Machtübernahme auf deutschen Bühnen auftauchte. Gleichzeitig kann Marzi aber auch hier Besonderheiten herausarbeiten, die speziell auf Krefeld zutrafen, so zum Beispiel die Berücksichtigung lokaler und regionaler Dramatiker oder der rege Gastspielbetrieb zu Spielstätten in den Niederlanden. Das Großkapitel »Räume« (S. 332–445) vermag die Verortung des Krefelder Theaters im regionalen und nationalen Diskurs dann endgültig zu leisten. So beleuchtet Marzi beispielsweise die Verbindungen zwischen dem Theater und der Region als Industriestandort (S. 389ff.), sowohl in Bezug auf eine mentale Verortung des Theaters als auch Stoff für Texte und Arbeitgeber breiter Besucherschichten.

Insgesamt hat Britta Marzi eine überzeugende Studie vorgelegt, deren umfangreicher Untersuchungszeitraum dazu beiträgt, dass sie zumindest für Krefeld zu aussagekräftigen Ergebnissen kommen kann. Die Kontextualisierung in größere Zusammenhänge wirkt dabei nie bemüht, sondern organisch. Marzis Ansatz lässt sich auch auf andere Theater anwenden, und es bleibt zu hoffen, dass die Regionaltheater-Forschung von diesen Impulsen weiter profitiert.

*Anselm Heinrich, Glasgow*

#### **Zitierempfehlung:**

Anselm Heinrich: Rezension von: Britta Marzi, Theater im Westen – die Krefelder Bühne in Stadt, Region und Reich (1884–1944). Rahmen, Akteure, Programm und Räume des Theaters in der Provinz, Waxmann Verlag, Münster/New York 2017, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 58, 2018, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81848>> [10.1.2018].

**Claudia Flümänn, »... doch nicht bei uns in Krefeld«. Arisierung, Enteignung, Wiedergutmachung in der Samt- und Seidenstadt 1933 bis 1963, Klartext Verlag, Essen 2015, X + 662 S., geb., 29,95 €.**

Als am Morgen des 10. November 1938 ein Bekannter an die Tür der jüdischen Familie Kamp in Krefeld klopfte, weil in Deutschland die Synagogen brannten, soll Adolf Kamp ausgerufen haben: »Aber doch nicht bei uns in Krefeld!« (S. 573). Die Kamps, seit Mitte des 19. Jahrhunderts in Krefeld ansässig, hatten bis in die zweite Hälfte der 1930er-Jahre ein gut gehendes Handelsgeschäft betrieben. Mitte 1938 hatten sie begonnen, ihre Geschäfte zu verkaufen, und nach dem Schreck der Pogromnacht verließen im Winter 1938/39 alle Kamps Krefeld. Die »Judenfirma Gebr. Kamp« wurde 1942 liquidiert, das Vermögen der Familie konfisziert, ihr Haus beschlagnahmt, ihre Möbel versteigert, ihr Bankguthaben eingezogen. Mehrere Familienmitglieder, die in die Niederlande geflohen waren, kamen in Auschwitz und Bergen-Belsen ums Leben, die Überlebenden stritten um die Rückerstattung ihres Vermögens. Sie kehrten nicht nach Krefeld zurück.

Adolf Kamps erschreckten Ausruf vom November 1938 hat Claudia Flümänn in den Titel ihrer Monografie über die Geschichte von Enteignung, »Arisierung« und Wiedergutmachung in der »Samt- und Seidenstadt« Krefeld aufgenommen. Am Beispiel der Kamps, aber auch zahlreicher anderer Einzelschicksale kann Flümänn in ihrer Studie den Ausschluss von Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben im Nationalsozialismus eindrucksvoll darstellen und im Anschluss an aktuelle Forschungsliteratur in die Geschichte der Enteignung und Verfolgung der Juden im »Dritten Reich« einordnen. Von frühen Boykottaktionen und Verkäufen an als »arisch« definierte Krefelder über die gesetzlich gelenkte »Arisierung« im Anschluss an den November 1938 bis zur Einziehung der Vermögen der Deportierten vollzieht sie am Beispiel Krefelds Schritt für Schritt nach, wie jüdische Bürger in Deutschland ihr soziales Ansehen und ihre Lebensgrundlage in nur wenigen Jahren verloren.

Flümänn arbeitet auf der Grundlage einer breiten, differenziert beschriebenen Quellenauswahl überzeugend heraus, dass es sich dabei um »arbeitsteilig organisierte Prozesse« handelte, »an denen Verwaltungsbehörden, Parteienrichtungen, Organisationen der Wirtschaft, einzelne Unternehmen und Privatpersonen mitwirkten« (S. 335). Zwei entscheidende Faktoren für die Verwertung jüdischen Eigentums seien der »bürokratische Formalismus und Scheinlegalismus« und »der enge Vernetzung aller Agenten der Enteignung« gewesen (S. 284). Flümänn beweist dabei Gespür für kleine, aber aussagekräftige Szenen, die auch das »Publikum« als Akteur erscheinen lassen. So zitiert sie Zeitzeugenberichte über die Stunden und Tage, in denen die Krefelder Juden 1939 »in aller Öffentlichkeit« vor der Stadthalle anstehen mussten, um ihr eigenes silbernes Besteck, ihren Schmuck und ihre Eheringe abzugeben (S. 211). Auch die Versteigerung von »Judenmöbeln« oder persönlichen Gegenständen wie Pelzmänteln oder Anzügen an die Nachbarschaft beschreibt sie ebenso wie die Mühe, mit der Krefelder Juden ihre verbliebenen Habseligkeiten in Koffer packten und zum Bahnhof trugen – auf dem Weg in die Vernichtungslager im »Osten«.

Flümänn erklärt im Vorwort ihres Buches, dass es ihr in erster Linie um die Darstellung eines lokalen Fallbeispiels geht. Zwar ließe sich, wie die Autorin selbst bemerkt, die Darstellung sicherlich auch komprimieren (S. 16). Aber gerade dadurch, dass Flümänn Geschichten sammelt und sie um den Abdruck von Fotos, Werbeanzeigen, Briefwechseln und von den Verfolgten mühevoll ausgefüllten Formularen ergänzt, entsteht ein eindrucksvolles Bild vom Verfolgungsalltag. Zudem leistet die Studie aber durchaus auch einen Beitrag zur inzwischen ausdifferenzierten historischen Forschung zur »Arisierung«. So kann Flümänn aufzeigen, dass sich das Ausmaß und die Geschwindigkeit von Enteignung und »Arisierung« je nach Branche unterschieden. Während im Einzelhandel nur etwa 20% der jüdischen Unternehmen nicht liquidiert, sondern »arisiert« – also an nach der Definition der Nationalsozialisten »nicht-jüdische« Personen übergeben – worden seien, könne man im Fall der für Krefeld wichtigen, florierenden Seiden- und Krawattenbranche von beinahe doppelt so vielen Übernahmen ausgehen.



Das oft als problematisch beschriebene Wegbrechen der Geschäftskontakte der jüdischen Unternehmer schadete im Krefelder Fall kaum, einzelne »Erwerber« konnten ihren Gewinn bis zu Beginn der 1940er-Jahre sogar verzehnfachen (S. 392). Flümman macht auch deutlich, dass die immer wieder formulierte Annahme, vor 1938 hätten die jüdischen Unternehmer und Geschäftsleute durchaus noch einen größeren Handlungsspielraum beim Verkauf ihres Eigentums gehabt, für Krefeld nicht zutrifft. Die »Verhandlungsstärke« von Juden sei durch Boykottaktionen bereits entscheidend geschwächt gewesen, im Falle etwa von Hausverkäufen seien die Krefelder Banken schon lange vor 1938 davon ausgegangen, dass die jüdischen Kunden »keine Perspektive als autonome Wirtschaftssubjekte« mehr hätten (S. 137).

Dass sich bei der Übernahme, Enteignung und Verwertung jüdischen Eigentums die ökonomischen Motive mit antisemitischen Ressentiments mischten, zeigen vor allem Flümmanns ebenfalls auf eine breite Quellenbasis gestützten Ausführungen zur Rückerstattung jüdischen Eigentums und zur Entschädigung nach 1945. Die Fortsetzung der Geschichte über das Ende der nationalsozialistischen Herrschaft hinaus, die nur einige wenige Studien bisher in Angriff genommen haben, lässt die Akteure noch einmal in anderem Licht erscheinen. Auch wenn inzwischen bekannt ist, dass die betroffenen jüdischen Überlebenden und Familienangehörigen auf Widerstände in der deutschen Nachkriegsgesellschaft stießen, ist die Deutlichkeit und Überzeugtheit, mit der Täter auf ihrem vermeintlichen Recht bestanden und sich selbst als Opfer der Geschichte inszenierten, immer wieder frappierend. Der Anwalt eines »Ariseurs« etwa verlangte von einer Überlebenden den Nachweis, dass sie tatsächlich der »jüdischen Rasse« angehöre (S. 459), andere sahen Juden in Deutschland bis 1938 »kein Härchen« gekrümmt (S. 420) und fühlten sich – wieder einmal – von den gierigen Juden übervorteilt. Bei der Oberfinanzdirektion habe das »Bild vom »raffenden Juden« in den Entschädigungsverfahren sogar »als Wasserzeichen fast aller Behördenschriftsätze« (S. 553) fungiert, resümiert Flümman.

Claudia Flümmanns Buch führt damit noch einmal deutlich vor Augen, dass die Geschichte der Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden im Nationalsozialismus wichtiger Teil der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland ist. Wie schnell dabei noch immer auch die eigene Lebensgeschichte betroffen ist, lässt sich im Nachwort der Studie nachlesen: Der Anlass für Flümmanns Recherchen war der geradezu sprichwörtliche »Dachbodenfund«, der ans Licht brachte, dass die eigenen Großeltern mehrere Geschäfte von Juden übernommen hatten. Flümman hat sich daher ganz bewusst entschieden, solche Geschäfte in der städtischen Topografie sichtbar zu machen und Opfern wie Tätern einen Namen zu geben.

*Hannah Ahlheim, Göttingen*

#### **Zitierempfehlung:**

Hannah Ahlheim: Rezension von: Claudia Flümman, »... doch nicht bei uns in Krefeld«. Arisierung, Enteignung, Wiedergutmachung in der Samt- und Seidenstadt 1933 bis 1963, Klartext Verlag, Essen 2015, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 58, 2018, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81849>> [10.1.2018].

**Roman Léandre Schmidt, *Lettre internationale. Geschichte einer europäischen Zeitschrift*, Wilhelm Fink Verlag, Paderborn 2017, 405 S., kart., 49,90 €.**

Historische Zeitschriftenforschung hat nicht nur aufgrund der positiven Besprechungen von Alexander Gallus' Werk über die »Weltbühne« eine verstärkte Aufmerksamkeit erfahren. Auch das neue Interesse an »Theorie« und kulturwissenschaftlichen Forschungen führte zu neuen Fragen. Roman Léandre Schmidt nimmt mit der Zeitschrift »Lettre internationale« die »transnationalen Kommunikationsräume« in Europa in den Blick. Indem der Autor schon im 19. Jahrhundert mit transnationaler Perspektive eine Vorgeschichte der ab 1984 erscheinenden Zeitschrift erzählt, deckt er die wichtigen Forschungsbereiche der Intellektuellen- sowie der Publizistikforschung ab.

Was es heißt, über eine internationale Zeitschrift zu forschen, erfährt der Leser sehr eindrücklich in der Einleitung: oft musste der Autor akribisch auf Spurensuche gehen, um Lücken der Quellen zu recherchieren, die in den Sprachen Tschechisch, Französisch, Deutsch und Englisch vorlagen. Mit der Studie liegt nun eine systematische Auswertung der Jahrgänge 1984–1993 der französischen »Lettre internationale« vor. Erstmals wurden das Privatarchiv von Antonin Liehm sowie das Verlagsarchiv von »Lettre« ausgewertet, was Lücken in der Korrespondenz zeigte sowie sprachliche Herausforderungen (Tschechisch) bereitstellte.

Überzeugend stellt Schmidt die Frage nach dem Antrieb der Zeitschriftenmacher für eine »internationale« und grenzüberschreitende Denkweise in den Vordergrund. Er knüpft in gewisser Weise an seine Vorstudie zur »Unmöglichen Gemeinschaft« über die »revue internationale« in den 1960er-Jahren an, wenn er fragt, weshalb sich die Protagonisten auf das Abenteuer einer transnationalen Kommunikation über Grenzen und Sprachbarrieren hinweg einließen. Explizit fragt er dabei, ob den Akteuren vielleicht gar keine andere Wahl blieb, dieses Vorhaben in einem Zeitalter der Nationalstaaten zu wagen. Vor diesem Hintergrund stellt das erste Kapitel den historischen Kontext von europäischen Kommunikationsräumen seit dem 19. Jahrhundert vor und veranschaulicht, warum das Denken von Intellektuellen nie an Grenzen Halt machen kann, auch wenn transnationale Kommunikation durch nationalstaatliche Publizistik »prekariert« wurde. Die daraus entstandenen Gegenprogramme eines »Internationalismus« werden anhand von sechs verschiedenen Denkmodellen dargelegt, darunter die Wege eines Anti-Nationalismus (»dada«) oder die feurigen und radikal-utopischen Perspektiven der »denationalisierten Berufsrevolutionärin« (S. 60) Rosa Luxemburg. Die kommunistische »Internationale« bot die Überwindung des Nationalstaats um den Preis der Sowjetunion und elitäre Denkmodelle eines Kosmopolitismus lagen ebenso vor (Commerce, Botteghe Oscure). Lettre wählte letztlich ein »reformistisches« Konzept, das sich aus dem geschilderten großen Fundus bedienen konnte und erfolgreich mehrere Pfade verknüpfte.

Spannend ist die Frage, ob der Nationalstaat auch im Kommunismus in gewisser Weise als Leitbild diente. So erklärt Schmidt, wie der Liberalismus der Ersten tschechoslowakischen Republik mit der sozialistischen Kultur im »Geist von Prag« verbunden werden sollte. Dazu stellt das zweite Kapitel Antonin Liehms Wirken als Journalist des Reformkommunismus von 1948 bis 1968 vor. In einem dritten Kapitel geht es darum, nach der Niederschlagung des »Prager Frühlings« die Idee der transnationalen Kommunikation nicht ad acta zu legen, sondern mit »häretischen Intellektuellen« in Frankreich, Italien und Österreich ein Netzwerk zwischen Ex-Kommunisten, Reformkommunisten, Linkssozialisten und linker Sozialdemokratie zu schaffen. Wenig bekannt ist, dass Günter Grass in den 1970er-Jahren mit der politisch-literarischen Zeitschrift »L76« fast die größte Aussicht hatte, das transnationale Vorhaben Antonin Liehms publizistisch zu verwirklichen. Doch erst in den 1980er-Jahren setzte sich mit der linken Totalitarismuskritik in Frankreich ein Denkhorizont durch, der zugleich von dem neuen Typ des »Medienintellektuellen« der »Nouvelle Philosophie« begleitet und erst ermöglicht wurde. Zeitschriften spielten eine wichtige Rolle beim Wandel, wie »Libre«, »Faire«, »Esprit« und der »Nouvel Observa-

teur« zeigten. Erst durch die neue Diskussion zwischen Antitotalitären und Dissidenten entstand ein Raum für intellektuelle Foren wie »Le Débat« und »Lettre internationale«.

Die ersten vier Kapitel stellen gewissermaßen das Fundament dar, um auf Seite 215 mit der Geschichte der titelgebenden Zeitschrift »Lettre Internationale« richtig zu beginnen. Entscheidend ist nach Schmidt, dass Antonin Liehm nicht als Beiträger, sondern als Herausgeber von Europacollagen auftritt. Hier sieht Schmidt eine große Nähe zum »Kursbuch« von Hans Magnus Enzensberger, welches dem berühmten Leitspruch nach eher Verbindungen angeben als Richtungen vorgeben wollte. Auch der Anspruch, überfraktionell zu sein, erinnert an das »Kursbuch«. Kapitel 5 stellt die Konfiguration der Zeitschrift in den Jahren 1983/84 vor und verortet das gewählte Konzept der Pariser Ausgabe vor der aktuellen Diskussion um Mitteleuropa. Kapitel 6 verfolgt dann von 1984 bis 1993 die verschiedenen Modelle der Zeitschrift. So entwickelte sich ein grenzübergreifendes »Lettre«-Netzwerk mit einem Zusammenwirken von zentrifugaler und lateraler Kommunikation und lokalen Elementen.

Gerade innerhalb der verschiedenen Krisen der Intellektuellen der 1980er-Jahre, symbolisch im Tod Jean-Paul Sartres 1980, konnte ein Forum wie »Lettre internationale« die alten Grabenkämpfe und Deutungskämpfe der französischen Intellektuellen erfrischend von der nationalen Perspektive erlösen (S. 211f.). Publizistik sei, so Schmidt, immer die »Kunst des rechten Augenblicks« (S. 214): dadurch, dass das Prager Modell der Publizistik verschiedene Foren verbinden konnte, wurde der Wagemut des 59-jährigen Liehm belohnt, nach den umwälzerischen 1970er-Jahren ein neues Medium zu etablieren.

Das Buch ist sehr gut lektoriert und bis auf sehr wenige Ausnahmen flüssig geschrieben, auch wenn zwischenzeitlich die vielen französischen Originalzitate bei einigen Lesern den Lesefluss ein wenig dämpfen können. Die Struktur ist sehr schlüssig und folgt weitestgehend einer Chronologie. Dadurch, dass die Arbeit jedoch an einigen Stellen Exkurse, neue Anekdoten und biografische Skizzen einbringt, kommt es öfters zu Wiederholungen, die demjenigen auffallen, der nicht querliest.

Schmidt geht, wie wenige Historiker, auf die Finanzen ein (und schildert die Schwierigkeiten, nur die Startphase beleuchten zu können). So bringt er die finanziell prekäre Situation der Zeitschrift, die sich nur durch Subvention von institutionellen und privaten Förderern halten konnte, klar zutage. Denn statt »bedeutungsschwangerer Korrespondenz« könne man in den Akten oft nur »Kostenvoranschläge, Subventionsanträge, Bittbriefe, Rechnungen und Mahnungen« vorfinden (S. 252).

Wer Statistiken und Daten zu »Lettre« sucht, wird in der Studie in mehreren Kästen (leider nicht vorne oder hinten im Buch auffindbar) belohnt. So werden etwa die Beiträger aus Osteuropa, Westeuropa oder außereuropäischen Ländern (S. 275–277) tabellarisch aufgeführt. Schmidt weist nach, dass Frankreich zwar aufgrund des »Heimvorteils« die meisten Autoren stellte, aber durchaus der Anspruch eingelöst wurde, Beiträge aus ganz Europa auf die Seiten zu bringen – immerhin ein Viertel aller Artikel stammte aus Mittel- und Osteuropa. 8% der Artikel kamen von US-amerikanischen Autoren und spiegeln Liehms Vorliebe für das Genre des Essays: »New York Review of Books«, »London Review of Books«, »Harper's« und »New Yorker« waren die Referenzen (S. 277). Schmidt betont dabei auch das sehr klassische Geschlechterbild der politisch-literarischen Publizistik. Überzeugend stellt er die Collage-Form der »Lettre« vor: die Zeitschrift konnte durch ihre schwachen finanziellen Mittel keine politisch-literarische Richtungszeitschrift sein und auch keinen Magazinstil etablieren, da sie keine Autoren exklusiv »einkaufen« konnte. Stattdessen komponierten Liehm und sein Team die Zeitschrift um einen starken Essay und schufen Nachbarschaften (S. 291).

Schmidts Studie, die als französisch-deutsche Dissertation entstand (Bielefeld/Sciences Po), analysiert die großen Verbindungen, Linien und Wandlungen in der europäischen Publizistik. Durch die lange Vorgeschichte bleibt einzig wenig Zeit für die Zeitschriftenbiografie. So werden Autoren, Artikel und Heftthemen oft nur erwähnt, ohne genauer beleuchtet zu werden. Schmidt geht beispielsweise auf Autoren und Artikel des ersten Heftes in kurzen Spiegelpunkten ein, doch kann dieses Vorhaben freilich nicht für die ganze Studie übernommen werden. Wie das »Collagen«-Konzept im jeweiligen Fall genau wirkte, wäre in Einzelfällen zu untersuchen. Konzeptbedingt führt dies dazu, dass einige Gedanken auf der »Zeitreise« bei dem anschaulichen Leseabenteuer offen bleiben müssen, um mehr Thesen zu ermöglichen, die noch geprüft werden können. Vielmehr möchte der Autor zu neuen Fragen durch das gebotene Material anregen, die der Leser durch die spannende Lektüre ziehen kann. Die Fahrt im historischen Schnellzug begründet Schmidt damit, den Leser zu zwei Gedanken anzu-

spornen: dass die historische Gestalt einer Zeitschrift stets durch historische Prägungen bestimmt ist sowie das Eingeständnis, dass Europa nur durch Überlappung, Verflechtung und Kooperation verstanden werden kann (S. 364).

Sehr gut hebt die Studie Liehms Kontakte und sein publizistisches Gespür hervor, das ein »Exportmodell« von »Lettre« ermöglichte. Der Anspruch, keine landestypische Innenpolitik zu diskutieren, schärfte den Blick für die Vorgänge in anderen europäischen Ländern sehr, wie die Studie zeigt, wenngleich die Grenzen des intellektuellen Austauschs im Übergang zu den 1990er-Jahren über Europa offenkundig wurden. Hervorzuheben ist, dass Text und Bild in der Studie gut harmonieren: viele Statistiken und Bilder sind so platziert, dass Fließtext und Analyse profitieren. Der Anhang weckt durch Faksimiles von Liehms Projektskizzen oder dem Editorial der ersten »Lettre«-Ausgabe weitere Neugierde. Gerade in der aktuellen europäischen Situation mahnt die selbst erstellte Karte des »Lettre«-Netzwerkes, utopische Europagedanken und Gedanken über Sprachen und Grenzen hinaus denken zu können.

*Kristof Niese, Bonn*

**Zitierempfehlung:**

Kristof Niese: Rezension von: Roman Léandre Schmidt, Lettre internationale. Geschichte einer europäischen Zeitschrift, Wilhelm Fink Verlag, Paderborn 2017, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 58, 2018, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81850>> [10.1.2018].

**Sina Fabian, Boom in der Krise. Konsum, Tourismus, Autofahren in Westdeutschland und Großbritannien 1970–1990 (Geschichte der Gegenwart, Bd. 14), Wallstein Verlag, Göttingen 2016, 494 S., geb., 44,00 €.**

Die Formel »Nach dem Boom« hat sich in der Geschichtswissenschaft als Schlagwort fest etabliert. Sina Fabian nimmt mit ihrem Buch »Boom in der Krise« die Forschungsperspektive von Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael auf, wonach die Zeit nach dem Boom als eine Zeit des Strukturbruchs unter anderem eine besondere Auswirkung auf den Massenkonsum hatte. Schließlich brachte die Änderung der Arbeitswelt der Nachkriegszeit nicht nur ein Mehr an Freizeit, sondern auch die Ausdifferenzierung von Konsumstilen mit sich. Mit der Verbindung der Konsumfelder Automobil und Tourismus untersucht die Autorin zwei Branchen, die zweifelsohne als Gewinner des Strukturbruchs bezeichnet werden können. Beide untersuchten Teilbereiche konnten in besonderem Maße mit ihren Produkten ein »Individualitätsversprechen«, so Doering-Manteuffel und Raphael, umsetzen: Fabian geht es konkret um die Frage, inwiefern sich die Verbraucher diese Freizeitangebote als Ausdruck von Individualität aneigneten. Die konsumgeschichtliche Betrachtung ergänzt sie durch eine vergleichende Darstellung zwischen den bundesdeutschen und den britischen Konsumenten.

Fabians Buch stößt also in ein abgestecktes Forschungsdesiderat vor und erreicht darin in der Tat wichtige Ergebnisse. Die Darstellungen profitieren dabei enorm von ihrem verbraucherorientierten Ansatz: Die auffälligste Stärke der Analyse ist ihr wohltuend nüchterner Blick auf das Konsumentenverhalten sowohl in Westdeutschland als auch in Großbritannien. Die beiden Rezessionen im Zuge der Ölpreiskrisen erörtert sie zunächst im Zusammenhang mit dem allgemeinen Konsumklima und stellt fest, dass trotz tatsächlicher Einkommensrückgänge zu Beginn der 1980er-Jahre die zeitgenössischen Vorstellungen persönlicher Entbehrungen selten der Realität entsprachen. So stellt sie in diesem Zusammenhang die berechtigte Frage, »inwieweit die Verbraucher tatsächlich ihr Konsumverhalten, trotz verbaler Bekundungen, veränderten« (S. 86). Die deutlich hervortretenden Unterschiede zwischen den Einstellungen, wie sie Verbraucher in zeitgenössischen Interviews darlegten, und den tatsächlichen Konsumpraktiken stellen einen zentralen Pfeiler in Fabians Analyse dar. Daher ist auch die Quellenbasis der Untersuchung gelungen: Neben der qualitativen Aufarbeitung von Ego-Dokumenten und Werbepräsentationen setzt sie vor allem auf die kritische Auseinandersetzung mit zeitgenössischen sozialwissenschaftlichen Studien.

Dass die makroökonomische Krisenzeit gerade nicht mit einem langanhaltenden Sparverhalten bei den Konsumenten in beiden Ländern einherging, steht der Autorin zufolge in einem engen Zusammenhang mit dem Marketinggeschick, das sich etwa bei Reiseveranstaltern feststellen lässt. Vielmehr diagnostiziert Fabian eine punktuelle Verschiebung des Konsums gerade zur Zeit der zweiten Ölpreiskrise – im Falle von Urlaubsreisen etwa hin zur Nutzung von kurzfristigen Rabatten bei Pauschalreiseanbietern. Die Wahrnehmung solcher Pauschalangebote stellt jedoch kein Hindernis bei der individuellen Aneignung einer Reise dar. Fabians Interpretation der Urlauberwünsche mithilfe des Blick-Ansatzes von John Urry ist dabei kein Novum. Beispielsweise hat Cord Pagenstecher in »Der bundesdeutsche Tourismus« den Ansatz, der sich ursprünglich nur mit dem britischen Massentourismus beschäftigt hat, ebenfalls auf die Erwartungshorizonte deutscher Pauschalreisender angewandt. Die Verbindung des »romantic gaze« als idealisierte Wunschvorstellung mit dem zeitgenössischen Individualisierungsdiskurs stellt jedoch eine begrüßenswerte Erweiterung dieses Narrativs dar.

Das zweite Beispielfeld der Analyse ist der Konsum von Autos und Autofahrten. Zum einen war gerade während der ersten Ölpreiskrise in der Tat eine Krisenwahrnehmung in beiden betrachteten Ländern zu spüren, was Fabian dank ihrer gelungenen Auswahl von Einzelbeispielen glaubhaft darstellt. Jedoch speiste sich diese Wahrnehmung nach ihrer Interpretation erst aus dem »Zusammenspiel von reduzierter Kraftstoffversorgung und irrationaler Tankverhalten« (S. 325), also Hamsterkäufen. Gleichzeitig

aber bewies sich, zum anderen, das »trading up« als robustes Phänomen. Beim Kauf eines neuen Wagens hoffte die große Mehrheit der Konsumenten auf ein höherklassiges Auto als das bisherige. Dieser Befund galt trotz wechselnder Bedenken in Bezug auf die Probleme des Straßenverkehrs: Wie Fabian korrekt beschreibt, vermochten weder die Ölpreiskrisen noch die wenig später einsetzende Diskussion um das Waldsterben ein breitenwirksames Umdenken zuungunsten der persönlichen Freiheit, die ein Auto mit sich brachte.

Obwohl Fabian mit ihren ausgesuchten Beispielen die Spannung zwischen massenhaft produzierten Gütern und deren Risiken einerseits und dem Anspruch der Verbraucher auf Individualität andererseits deutlich macht, ist die Interpretation meist recht vage gehalten. Hier wäre eine klare Haltung doch spannend gewesen: Ihre Beschreibung des Konsumentenverhaltens spricht eher gegen das übliche Narrativ, wonach sich Individualisierung im Laufe der 1980er-Jahre »insbesondere im Konsumverhalten und in eigenen Konsumstilen ausgedrückt habe« (S. 14 f.). Stattdessen fällt Fabian meist ein pragmatischer Umgang mit den erweiterten Konsumangeboten und -risiken auf. Sie stellt eine »Persistenz etablierter Konsumpraktiken« (S. 438) in ihrem Fazit fest und beleuchtet unter anderem kritisch die zeitgenössischen Verbrauchertypologien, die sich an einer Kategorisierung von Konsumstilen versucht hatten.

Leider belässt es Sina Fabian streckenweise vielmehr bei einer detaillierten Beschreibung der Konsummöglichkeiten. Dem Leser werden mögliche Kausalitäten für die empirischen Befunde zur Verfügung gestellt, die aber nicht in eine vergleichende Interpretation münden. Ein Beispiel dafür stellt das Kapitel über die »Bedeutung des politischen Systems für Urlaubsreisende« (S. 144) dar. Der geringe Grad an Reflexion deutscher Urlauber über die fehlenden rechtsstaatlichen Sicherheiten im Spanien unter Franco stellt ein interessantes Detail dar, das aber nicht unmittelbar an die Fragestellung des Buches anschließt. Auch die Beschreibungen von technischen Neuerungen der Automobilhersteller im Laufe der 1980er-Jahre stehen oftmals ohne Bezug auf die fragliche Individualisierung des Konsumenten im Raum.

Dem kommt jedoch zugute, dass Fabians Schreibstil ausgesprochen flüssig und unterhaltsam ist. Die Lektüre solcher inhaltlich trockenen Passagen tut dem Lesefluss keinen Abbruch. Im Kern wäre also eine verschobene Gewichtung in Fabians Darstellung wünschenswert gewesen, die sich stärker auf eine vergleichende Analyse eingelassen hätte anstelle der teilweise dichten Beschreibung von anbieterseitigen Detailentscheidungen in beiden Ländern. Für sich genommen ist »Boom in der Krise« jedoch ein sehr lesenswertes Buch. Sina Fabian hat einen wichtigen Schritt für die Aufarbeitung der Konsumgeschichte in der Zeit nach dem Boom getan. Sie zeigt eindrucksvoll die Lücken auf, die im Konsum seit den 1970er-Jahren zwischen Individualitätsversprechen, Wahrnehmungen und tatsächlichem Verhalten klafften. Das Buch ist damit ein wertvoller Baustein für die weitere konsumgeschichtliche »Nach-dem-Boom«-Forschung.

*Stefan Weispfennig, Trier*

#### **Zitierempfehlung:**

Stefan Weispfennig: Rezension von: Sina Fabian, Boom in der Krise. Konsum, Tourismus, Autofahren in Westdeutschland und Großbritannien 1970–1990, Wallstein Verlag, Göttingen 2016, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 58, 2018, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81851>> [10.1.2018].

**Frederike Kind-Kovács/Jessie Labov (Hrsg.), Samizdat, Tamizdat, and beyond. Transnational Media during and after Socialism (Studies in Contemporary European History, Bd. 13), Berghahn Books, New York/Oxford 2013, XIII + 366 S., geb., 120,00 \$.**

Samizdat und Tamizdat erleben seit einiger Zeit ein doppeltes Revival: Zum einen nimmt die wissenschaftlicher Aufarbeitung dieser Phänomene des im »Eigenverlag«-Publizierens (russ.: samizdat) und der im Ausland produzierten und zurück ins Inland geschmuggelten Werke (russ.: tamizdat = Dortverlag) zu. Zum anderen greifen Oppositionelle angesichts der erstarkenden rechtspopulistischen Regierungen in Ostmitteleuropa zunehmend wieder auf Formen des Protests aus der sozialistischen Zeit zurück. Schließlich lässt auch ein Blick über Europa hinaus nach China oder in die arabischen Staaten die Frage aufkommen, welche Praktiken von alternativen Publikationsformen es dort gibt. Der vorliegende Sammelband ist also hochaktuell und zudem äußerst empfehlenswert. Es ist einer der seltenen Fälle, dass nicht unter einem allgemeinen Dach lauter disparate Forschungsthemen versammelt sind, sondern tatsächlich ein sehr homogener Band, in dem sich die einzelnen Beiträge hervorragend ergänzen und zu einem Ganzen fügen. Besonders positiv ist hervorzuheben, dass die Auseinandersetzung mit inoffiziellen Publikationsformen eben nicht mit 1989 und an den Grenzen Europas endet, sondern dezidiert zeitlich und räumlich darüber hinausgeht. Entsprechend sind die 14 Beiträge in vier Abschnitte geordnet: 1. Produktion und Zirkulation von Samizdat/Tamizdat vor 1989, 2. die Verbreitung nonkonformer Ideen vor 1989, 3. die Transformation von Art und Form der alternativen Kultur, 4. alternative Medien heute.

Doch was war überhaupt Samizdat? Diese grundsätzliche Frage, die über die reine Definition tief ins Erkenntnistheoretische-Philosophische hineinreicht, formulieren die beiden Herausgeberinnen zu Beginn als Leitfrage. »Ist es eine Publikations- und Lesepraxis? Ein festgelegter Kanon von Texten? Eine Gemüthaltung?« Noch schwieriger sei die exakte Bestimmung, was ausschlaggebend für die Definition von Tamizdat sei: »Der Inhalt? Die Publikationsbedingungen? Der adressierte Leserkreis?« (S. 2) Kind-Kovács und Labov sind der Ansicht, dass es leichter sei zu definieren, was nicht Samizdat/Tamizdat war, nämlich jeder Text, der mit staatlicher Genehmigung zu den Lesern gelangte. Gleichwohl konnte ein ursprünglich staatlich sanktionierter Text Samizdat-Charakter bekommen, wenn er abgetippt und als Maschinen-Manuskript in Kreisen zirkulierte, die diesem Text eine neue Bedeutung zumaßen, die nicht konform mit der staatlich intendierten ging. Diese neueren Erkenntnisse der Samizdat-Forschung sind Ausgangspunkt des Bandes: dass Samizdat/Tamizdat sich keinesfalls in den subversiven Inhalten erschöpfte, sondern die Praxis des Abtippens, die Rückkehr in die »Vor-Gutenberg-Zeit«, und die schlechte Papierqualität, inklusive der Fettflecken und zerfledderten Ränder Teil dieser Praxis war. Das zweite große Feld, das in den letzten Jahren in den Vordergrund der Selbst-/Dortverlags-Texte gerückt ist, sind die Netzwerke, die diese Publikationen möglich machten, die grenz- und blocküberschreitend funktionierten und tatsächlich zu Teilen vom CIA finanziert wurden.

Ann Komaromi, vermutlich die führende Samizdat-Forscherin zur Zeit, schildert in ihrem Beitrag an einem exemplarischen Fall, wie solche Netzwerke funktionierten und dass oft nur wenige Personen nötig waren, um einen größtmöglichen Effekt zu produzieren. Im Fall des Dort-Verlags »Ardis« war es ein US-amerikanisches Ehepaar, das in die russische Belletristik so vernarrt war, dass es sich verpflichtet fühlte, etwas von diesem »Geschenk« an die russische Bevölkerung zurückzugeben, indem es, oft ganz einfache, Reprints- und Faksimile von russischer Literatur anfertigte und diese seit 1971 in die Sowjetunion bringen ließ, darunter Osip Mandelstam, Vladimir Nabokov und andere in der UdSSR verfemte Schriftsteller. Obwohl ursprünglich für einen kleinen, exklusiven Kreis gedacht, hatte Ardis bald eine Anhängerschaft, mit der das Ehepaar nie gerechnet hatte.

Es folgen Beiträge zu Untergrundschriften, die aus Schweden nach Polen gelangten, über Radio Free Europe und Radio Liberty und ihre Verbreitung in der ČSSR, Bulgarien, Ungarn, Rumänien und Polen.

Der Teil schließt mit einem Beitrag über zwei der Hauptorgane des Tamizdat, die bereits 1946 in Rom gegründete Zeitschrift »Kultura« (polnisch) und ihr russisches Pendant »Kontinent«, die seit 1974 in Paris erschien. Auch dieser Beitrag zeigt, wie viel einzelne Personen bewegen konnten, hier der Redakteur der »Kultura«, Jerzy Giedroyc, der bis zu seinem Tod im Jahr 2000 die Zeitschrift am Leben hielt, darin Ende der 1950er-Jahre Texte von Andrej Sinjavskij und Julij Daniel veröffentlichte und für russische Emigranten und Dissidenten zur wichtigen Inspirationsquelle wurde.

Der zweite Block beginnt mit einem Text zu einem Phänomen, dessen Existenz meist abgestritten wird: Dissens in Rumänien. Die Autorin, Christina Petrescu, will diesen Allgemeinplatz nicht bestreiten, spürt aber jenseits der ausgetrampelten Pfade Spuren nach, die einige wenige nonkonforme Stimmen in der Stadt Iași, der Metropole des historischen Moldau, hinterließen, die sich rund um die dortige Universität, das »rumänische Heidelberg«, sammelten. Dort funktionierte die Universitätspostille »Dialog« als Forum, in dem sie eine kodierte Sprache entwickelten, die die Zensurinstanzen unbeanstandet passierte, bis die Gruppe 1983 verhaftet wurde. Aus ihr ging Rumäniens – einziger – prominenter Dissident Dan Petrescu hervor, der, wie es so oft mit Andersdenkenden geschah, erst von einer westlichen Zeitung interviewt und als Dissident porträtiert wurde, und dann diese Rolle annahm und auf dieser Grundlage agierte. Welche zum Teil auch fatale Wirkung die westlichen Medien und ihre falschen Interpretationen haben konnten, zeigt Muriel Blaive in ihrer Untersuchung, in der sie entlarvt, dass es entgegen dem westlichen Narrativ in der ČSSR zwischen 1948 und 1968 nicht mehr Terror als in den anderen ostmitteleuropäischen Ländern gab. Eine ausgezeichnete Analyse legt auch Agnes Arndt vor, die der Frage nachgeht, wie, wann und durch wen der Begriff »Zivilgesellschaft« in Ostmitteleuropa als politische Waffe eingeführt wurde und nachweisen kann, dass dieser Prozess ohne die Interaktion und Kommunikation zwischen Ost und West via Samizdat und Tamizdat nicht zu verstehen ist.

Der dritte Teil stellt drei weitere Medien bzw. Produktionsformen vor: Magnitizdat als die klangliche Variante des Samizdat – auf Magnetband aufgenommene, nicht zensurkonforme Musik, hauptsächlich der sowjetischen Barden. Brian A. Horne zeigt, dass, wie bei den Texten auf Papier, die schlechte – schlichte Qualität entscheidend für das Genre war: eine einfache Melodie, eine simple Gitarrenbegleitung, und ein Text, der so harmlos, alltäglich erschien, dass es schon wieder haarsträubend war. Valentina Parisi führt aus, dass sowjetische Künstler das Tamizdat-Journal »A-Ja« nicht nur benutzten, um Kenntnis von einer abstrakten Malerei zu bekommen, die in der Sowjetunion nicht genehm war, sondern das Forum gleichzeitig auch als Markt nutzten, um sich potentiellen westlichen Sammlern anzupreisen. Eine sehr späte, besondere Form des »anderen Publizierens« entwickelten Dissidenten 1987 in der ČSSR, als sie anfangen, kurze Videobänder mit alternativen Nachrichten aufzunehmen und in Umlauf zu bringen, was nur möglich war, nachdem sich der Videokassettenrecorder verbreitet hatte.

Im letzten Teil des Bandes reflektiert Henrike Schmidt über die Parallelen des Samizdat mit dem Gebrauch des Internets für andere, nicht regimekonforme Wahrheiten. Doch das »Ru.net«, wie oppositionelle Seiten in Russland gelabelt werden, wurde zwar vom Samizdat inspiriert, hat aber zwei gravierende Unterschiede: weder ist der Kreis der Konsumenten klein, noch die Autorschaft der Urheber wirklich anonym. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt Hala Martin bei ihrer Untersuchung, inwieweit das Internet in China für oppositionelle Zwecke genutzt werden kann. Einen sehr spannenden, außergewöhnlichen Beitrag hat Daniel Gilfillan geliefert, der den serbischen Sender »Kunstradio« vorstellt, der 1999 aus Wien sendete, als Belgrad von der NATO bombardiert wurde und sich an jene Belgrader wandte, die weder die Version der eigenen Regierung noch der der NATO-Staaten folgen wollten, weil ihr eigenes Erleben mit keiner der Propagandabotschaften übereinstimmte. Abgerundet wird der Band mit einem Beitrag von Barbara J. Falk, die nicht nur auf Protest und Opposition in den arabischen Staaten eingeht, sondern vor allem die gravierenden Unterschiede zwischen der Situation in Ostmitteleuropa nach 1945 und den arabischen Ländern heute analysiert. Dazu gehört in erster Linie der Gewaltverzicht der Andersdenkenden in Ostmitteleuropa, aber auch die soziokulturellen Voraussetzungen: die relativ gleichmäßige Verteilung von Wohlstand, die stillschweigende Übereinkunft, einen demokratischen Staat auf der Basis eines egalitären Wohlfahrtsstaats aufbauen zu wollen, nicht zuletzt das Ideal der Demokratie überhaupt, das auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs ständig präsent war. Dies waren ganz andere Bedingungen als in den arabischen Ländern, die von einer hohen Quote von Analphabetentum, einer eklatanten Kluft zwischen Armut und Reichtum, dazu Ungleichheit, Mangelernährung und Korruption gezeichnet sind.



Jacques Rupnik schließt diesen exzellenten Sammelband mit einem »Nachwort«, in dem er über das Vermächtnis der Dissidenten resümiert und vor allem auf die außenpolitische Dimension von Dissens eingeht: Mindestens so wichtig wie der Widerspruch im Land war die moralische Karte, die seit dem Erscheinen der Dissidenten auf der internationalen Bühne die Politiker der NATO-Staaten spielen und damit die Vertreter der Warschauer Pakt Staaten in die Defensive drängen konnten. Es war erst dies Zusammenspiel von Dissidenten im Inland und Emigranten im Ausland, der Opposition im Osten mit den Intellektuellen im Westen, flankiert von der Außenpolitik, die den »Ostblock« zum Einsturz brachte. Der Band fächert vorbildhaft das gesamte Spektrum dieser oppositionellen Welt auf; es wäre schön, öfter so gut durchkomponierte Sammelbände zu sehen.

*Susanne Schattenberg, Bremen*

**Zitierempfehlung:**

Susanne Schattenberg: Rezension von: Frederike Kind-Kovács/Jessie Labov (Hrsg.), *Samizdat, Tamizdat, and beyond. Transnational Media during and after Socialism* (Studies in Contemporary European History, Bd. 13), Berghahn Books, New York/Oxford 2013, in: *Archiv für Sozialgeschichte* (online) 58, 2018, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81852>> [10.1.2018].